This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Leo Perutz und Paul Frank

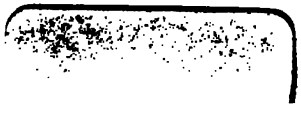
Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geschichte

Verlag Albert Langen München

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Leo Perutz und Paul Frank

Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geschichte

Verlag Albert Langen, München

Das Mangobaumwunder

Von Leo Perutz
iſt bei Albert Langen
früher erſchienen:

Die dritte Kugel

Roman

3. Auflage

Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geſchichte

von

Leo Perutz und Paul Frank

Albert Langen, München

Das Mangobaumwunder

Von Leo Perutz
iſt bei Albert Langen
früher erſchienen:

Die dritte Kugel

Roman

3. Auflage

Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geſchichte

von

Leo Perutz und Paul Frank

Albert Langen, München

PT2631
E5M3

Copyright 1916 by Albert Langen, Munich

Kapitel

Seite

Eine ſpäte Viſite 7
Der Patient 19
Die Baroneſſe 31
Ein Verdacht 43
Die Erſteigung der Cima Undici und — . . . 55
— einer Treppe 69
Die Wachteln von Allahabad 83
Ein Urwaldabenteuer 99
Die Bürſte 118
Der letzte Gaſt aus Ceylon 132
Spuk in der Nacht 143
Das Karaſin-Serum 151
Der Tempelgarten in Agra 165
Die Poſitur der Lotosblume 181
Das letzte Experiment 193
Ende 205

Eine ſpäte Viſite

Doktor phil. und med. Kircheiſen, der bekannte Toxikologe, war an jenem Abende gerade im Begriffe, eine ſeit langem geplante Erholungsreiſe anzutreten. Er befand ſich in der nervös-erregten Stimmung eines Menſchen, der, an ſein ruhiges und bequemes Schlafzimmer gewöhnt, ſich nunmehr mit dem Gedanken vertraut machen muß, die Nacht im Eiſenbahnwagen zu verbringen.

Zum ſechſtenmal ſah er auf die Uhr — es war immer noch erſt dreiviertel ſieben. So begann er von neuem der Reihe nach an ſämtlichen Laden ſeines Schreibtiſches zu rütteln. Alles war richtig verſchloſſen. Er durchſuchte die Rocktaſche, in der er die Eiſenbahnfahrkarte und das Lloydbillett verwahrt hielt; beide befanden ſich noch immer auf ihrem alten Platze. Er holte ſeine Brieftaſche hervor und unterzog die einzelnen Fächer einer ſtrengen Unterſuchung: es war alles am richtigen Ort.

„Soll ich die weißen Schuhe auch einpacken?“ rief die Haushälterin aus dem Nebenzimmer.

„Selbſtverſtändlich, Bettina!“ antwortete Dr. Kircheiſen und ging in ſein Schlafzimmer. „Die weißen Schuhe zu allererſt! Es geht doch in den warmen Sonnenſchein. Ich beneide wirklich niemanden um den ſcheußlichen Oktoberwind, der jetzt durch die Straßen bläſt.“

Die Haushälterin nahm die ſorgfältig auf der

Bettdecke vorbereiteten, sauber in weißes Papier eingeschlagenen Pakete der Reihe nach und ließ eins nach dem andern in den Tiefen des Koffers verschwinden. „Ja, der Herr Doktor hat's gut!" sagte sie seufzend.

„Mir scheint gar, Sie gönnen mir das bißchen Erholung nicht, Bettina!" lachte der Arzt.

„Aber ich hab' ja gar nichts gesagt!" rief die alte Frau entsetzt. „Der Herr Doktor braucht den Urlaub so notwendig! Den ganzen Sommer hat sich der Herr Doktor von Wien nicht weggerührt! Immer studiert und geschrieben, und geschrieben und wieder studiert. Ganz blaß ist der Herr Doktor geworden, daß es eine Schand' ist! Nur den Ort kann ich mir nicht merken, wo der Herr Doktor hinfährt."

„Nach Korfu. Das liegt noch eine ganze Tagereise hinter Triest."

„Hinter Triest! Und wieviel Dutzend Taschentücher soll ich einpacken?"

„Soviel Sie wollen. Haben Sie sich alles gemerkt, Bettina?"

„Der Herr Doktor können ganz beruhigt sein. Ich weiß schon alles."

„Wenn der Buchhändler das Paket schickt —"

„Übernehm' ich's und verlang' einen Erlagschein."

„Und wenn jemand nach meiner Adresse fragt?"

„Die sind' ich auf dem Vormerkkalender."

„Ich schreib' Ihnen natürlich auch, Bettina."

„Ich möcht' recht schön darum bitten! Ansichtskarten mit viel Farben drauf, wenn der Herr Doktor daran denken."

„Ich mach' noch einen Sprung ins Kaffeehaus hinunter. Für zehn Uhr bestellen Sie mir das Auto.

Da iſt dann noch reichlich Zeit; bis zur Südbahn ſind's ja höchſtens zehn Minuten."

Gerade als Dr. Kircheiſen ſeinen Hut aufſetzen wollte, ſchrillte im Vorzimmer die Glocke. Es gab ein heftiges, aufgeregt andauerndes Läuten, dann war wieder Stille.

„Wer wird denn das ſein?" fragte Dr. Kircheiſen.

„Wenn der Herr Doktor wollen, ſind der Herr Doktor vor zehn Minuten abgereiſt . . ."

„Nein, gehen Sie nur nachſchauen, wer es iſt. Ich laß mich ohnehin auf keinen Fall aufhalten."

Die Haushälterin verſchwand aus dem Zimmer. Dr. Kircheiſen lauſchte. Er hörte, wie die Gangtür geöffnet wurde und wieder ins Schloß fiel. Bettina begrüßte irgend jemanden. Eine Männerſtimme ließ ſich vernehmen, die Antwort gab. Er glaubte, ſeinen Namen verſtanden zu haben, da ſtand Bettina auch ſchon im Türrahmen und meldete:

„Der Herr Architekt!"

Bevor ſie auszuweichen vermochte, wurde ſie von einem ſtürmiſch eintretenden jungen Mann beiſeite geſchoben.

„Fritz . . . du?" fragte Dr. Kircheiſen erſtaunt. Er hatte mittags von ſeinem Freund Abſchied genommen.

„Dieſes verwünſchte Telephon!" rief der andere. „Seit einer halben Stunde ruf' ich dich an; zehnmal hintereinander! Ich habe das Fräulein beleidigt und den Kontrollor beſiegelt. Alles umſonſt! Keine Verbindung zu bekommen!"

„Das glaub' ich dir gern!" lachte der Arzt. „Ich mußte in aller Ruhe meine Reiſevorbereitungen treffen können. Ich wollte beim Packen nicht geſtört werden; deshalb hab' ich das Telephon ausgehängt."

„Ein menſchenfreundlicher Einfall! Gerade, wenn ich's einmal dringend hab', ſind die Leut' telephonmüde."

„Was gibt es denn ſo Dringendes?"

„Du mußt ſofort einen Krankenbeſuch machen!"

„Iſt das dein Ernſt? In drei Stunden geht mein Zug. Und außerdem bin ich kein praktiſcher Arzt. Seit wann mach' ich denn Krankenbeſuche? Du hätteſt zu einem der fünftauſend anderen Wiener Ärzte laufen ſollen; ich bin die einzige falſche Adreſſe."

„Du biſt die richtige Adreſſe! Du biſt Toxikologe, und es handelt ſich um eine Vergiftung, wahrſcheinlich ſogar um einen ſehr ſchweren und dringenden Fall."

„In deiner Familie am Ende?"

„Nein. Baron Vogh hat ſich an mich gewandt."

„Baron Vogh? Wer iſt das?" fragte Dr. Kircheiſen.

„Baron Vogh! Der bekannte Sportsmann, der berühmte Hochtouriſt. Von dem mußt du doch ſchon gehört haben!"

„Kann ſein. Ich glaube mich zu erinnern."

„Ich hab' ihm im vorigen Jahr ſeine Villa gebaut, in Hietzing draußen. Ich hab' dir doch damals die Pläne gezeigt."

„Ganz recht. Was iſt dem Baron paſſiert?"

„Das weiß ich nicht. Er hat mich vor etwa einer halben Stunde telephoniſch angerufen, ſofort deinen Namen genannt und mich gebeten, dich augenblicklich zu verſtändigen. Er weiß offenbar, daß wir miteinander befreundet ſind. Es ſcheint ihm ſehr viel an deiner Intervention gelegen zu ſein, und ſo hab' ich es übernommen, dich hinzuſchicken."

In dieſem Augenblicke ertönte im Nebenzimmer das Signal des Telephons, das Bettina inzwiſchen

wieder instand gesetzt hatte. Dr. Kircheisen eilte hinüber und nahm die Hörmuschel ans Ohr.

„Guten Abend, Herr Baron! Hier Dr. Kircheisen," hörte ihn der Architekt sagen. „Gewiß! Mein Freund ist gerade bei mir. Nein — das nicht. Informiert bin ich noch gar nicht. Wollen Sie nicht vielleicht . . .? Eine knappe Andeutung zumindestens —! Sie haben mir ein Auto geschickt? Ausgezeichnet. Hoffentlich hat er rasch eins gefunden. Eine Vergiftung also —? Was für eine Art von Gift? Ja, ja, gewiß — ich komme, aber —"

„Jetzt hat er abgeläutet," sagte der Arzt ärgerlich. „Warum hat er mir nicht wenigstens einen Anhaltspunkt gegeben! Um was es sich eigentlich handelt, ob um einen Unfall oder um einen Selbstmordversuch, und vor allem um wen —"

„Vielleicht ist dem kleinen Mädel, seinem Töchterchen, etwas zugestoßen. Wahrscheinlich sogar, denn die Geschichte scheint ihm nahe zu gehn," meinte der Architekt.

„Jetzt muß ich doch noch einmal meinen Schreibtisch aufsperren!" klagte Dr. Kircheisen. „Bettina! Meine schwarze Handtasche."

Im Nu hatte er ein Bündel silberglänzender Nadeln, Scheren, Zangen, Pinzetten beisammen, ließ sie klirrend in das Innere der Tasche fallen, nahm dann mehrere Reagensgläser, schob sie in ein Futteral und versenkte auch dieses in die Ledertasche.

„So, jetzt kann das Auto kommen," erklärte er dann und sah auf die Uhr. „Er hat mir nämlich seinen Diener mit einem Auto hergeschickt. Viertelacht! Um zehn Uhr einundzwanzig geht mein Zug. Ich hab' nicht viel Hoffnung, ihn noch zu erreichen. Woher kennst du eigentlich den Baron?"

„Aus den Bergen. An einer sehr schlimmen Stelle auf der Planspitze-Nordwand hab' ich vor zwei Jahren seine Bekanntschaft gemacht. Die Sache war mir zu schwierig geworden, ich konnte nicht weiter, auch nicht zurück und war vollständig demoralisiert. Da kam er hinter mir, nahm mich ans Seil und brachte mich glücklich bis an den Ausstieg. Er hat mir zweifellos das Leben gerettet, damals. Ein Mensch, dessen Sehnen aus Nickelstahldraht sind, die Verkörperung von Energie und Kraft — er wird dir sicher imponieren. Er macht als Tourist die unglaublichsten Sachen. Seine Bekannten nennen ihn nie anders als den ‚tollen Baron'."

„Du bist doch selbst ein erstklassiger Tourist!" warf Dr. Kircheisen ein.

„Gegen den Baron Vogh ein Kind. Überhaupt nicht zu vergleichen. Wenn es dich interessiert, bring' ich dir einmal die Beschreibung irgendeiner seiner Erstbesteigungen mit. Ich bin ihm übrigens noch in anderer Richtung verpflichtet, er hat sich von mir seine Hietzinger Villa bauen lassen."

„Der Baron ist wohl sehr reich?"

„Geld spielt bei ihm kaum eine Rolle. Wenn du den Park sehen wirst . . . und das herrliche Treibhaus, das ich ihm gebaut hab' — es ist im Stil eines indischen Tempels gehalten. Dabei ist er höchstens drei Monate im Jahr in Wien; die ganze übrige Zeit auf Reisen. In Indien, in Südafrika, in den Kordilleren. Er ist erst vor etwa vierzehn Tagen aus England zurückgekommen, wo er den Sommer verbracht hat. — Was sollen die vielen Pakete da auf dem Tisch?"

„Das muß noch alles in meinen Koffer," gab der Arzt zur Antwort. „Das da sind fünfhundert

Stück Briefpapier ſamt Kuvert; hier drin ſind die Zigarrenſpitzen, genau vierundachtzig Stück. Ich brauche täglich drei. Vier Wochen bleib' ich fort. 3 mal 28 gibt 84! Du mußt bedenken, daß ich auf eine einſam gelegene Inſel fahre," ſetzte Dr. Kircheiſen hinzu, als er ſeines Freundes erſtauntes Geſicht ſah.

„Du ſcheinſt eine merkwürdige Vorſtellung von Korfu zu haben," ſagte der Architekt. „Da iſt übrigens ſchon der Diener des Barons."

In das Zimmer war ein alter, kleiner, weißhaariger Mann getreten, an deſſen Weſte zwei Reihen ſilberner, glänzender Knöpfe ſaßen. Der Lakai verneigte ſich.

„Sie kommen vom Baron Vogh?" fragte Dr. Kircheiſen und ſchlüpfte raſch in ſeinen Mantel. „Ich weiß ſchon. Wir wollen keine Zeit verlieren. Sie erzählen mir alles im Wagen. Leb wohl, Fritz! Auf Wiederſehen! Wenn ich morgen noch hier bin, ruf' ich dich an."

Vor dem Hauſe ſtand ratternd und knatternd das Automobil. Der Chauffeur hatte die eine Hand am Hebel, die andre auf dem Volant und wartete auf das Signal, um loszufahren. Der Arzt ſprang in den Wagen, der alte Diener folgte ihm nach.

„Sie ſind der Kammerdiener des Barons?" fragte Dr. Kircheiſen, als das Auto ſich in Bewegung geſetzt hatte. Der Alte nickte und knöpfte ſeinen Mantel oben am Halſe zu, da ihm der Wind in heftigen Stößen ins Geſicht fuhr.

„Sie wiſſen natürlich, um was es ſich handelt," fragte der Arzt.

Der alte Diener hob wie beſchwörend die beiden Hände.

„Erzählen Sie mir alſo, was eigentlich geſchehen iſt. Ganz kurz, oder auch ausführlich, wie Sie wollen," fuhr Dr. Kircheiſen fort. „Ich weiß bis jetzt nur, daß es ſich um eine Vergiftung handelt, ſonſt nichts. Alſo fangen Sie an!"

Der Lakai nahm plötzlich ſeinen Hut ab, ſo daß ſein ſpärliches, weißes Haar, vom Winde bewegt, in dünnen Strähnen in die Höhe ſtob. Er hielt den abgegriffenen, ſchwarzen Schlapphut zwiſchen die beiden Hände und zerknüllte ihn aufgeregt mit den Fingern.

„Lieber, guter Herr Doktor! Nicht wahr, Sie werden meinem armen Herrn helfen?" jammerte er.

Der Arzt blickte eine kurze Weile auf die den Hut mißhandelnden, zitternden Finger des Alten. „Gewiß werde ich ihm helfen. Aber vor allem möchte ich doch wiſſen, was geſchehen und wem etwas geſchehen iſt. Wohl dem Herrn Baron ſelbſt?"

„Ein Unglück! Ja, Herr Doktor! Ein fürchterliches Unglück."

„Was für ein Unglück?"

„Wie ich's noch nie erlebt hab'. Und ich hab' viel erlebt, Herr Doktor, mit meinen neunundſechzig Jahren; das können Sie mir glauben!"

„Ich glaube Ihnen alles, was Sie wollen, aber ſtatt eines Abriſſes aus Ihrer Lebensgeſchichte ſollten Sie mir doch lieber dieſen einen Fall erzählen."

„Wenn mir einer geſagt hätte, daß ſo etwas überhaupt möglich ſein kann! Und gerade meinen Herrn muß das treffen, meinen guten Herrn Baron! Herr Doktor, einen beſſeren Herrn gibt es nicht, nirgends auf der ganzen Welt! Und die arme Baroneſſe! Das Unglück! Das Unglück!"

... Das eine weiß ich jetzt wenigſtens, daß der

Baron ſelbſt der Patient iſt, — vielleicht auch ſeine Tochter ..., dachte der Arzt. ... Mehr bring' ich aus dem Diener nicht heraus. Der alte Mann iſt völlig verſtört. Der Vorfall hat ihn anſcheinend umgeworfen, es war mehr, als er ertragen konnte. Man muß allerdings auf etwas Ernſtes ſchließen, wenn man die Faſſungsloſigkeit des Dieners ſieht. Nun, lang' kann ja die Fahrt nicht mehr dauern, am Weſtbahnhof ſind wir ſchon vorüber. Noch zehn Minuten Geduld, dann hab' ich Gewißheit ... Der Arzt lehnte ſich in ſeine Ecke und ſchloß die Augen. Der ſchmale Titelkupfer des Buches, in dem er während der letzten Tage geleſen hatte, tauchte in ſeiner Erinnerung auf. „Recherches botaniques sur les îles Joniennes", Paris 1879 ſtand dort in feinen Lettern, und darüber zeigte ein zart geſtricheltes Bildchen einen weit in's Meer hineinragenden Felſen, der von einem Kaſtell gekrönt war. In der Ferne ſchlug eine Turmuhr. Dem Arzt ſchien, als ſauſe der Wagen jetzt mit erhöhter Geſchwindigkeit dahin. ... Vielleicht erreiche ich doch noch den Nachtſchnellzug ..., dachte er. Er öffnete die Augen und beugte den Kopf hinaus. Der Wagen eilte durch eine breite, ſchnurgerade Allee. Mauern oder Gartengitter zu beiden Seiten des Weges, buntgemuſtertes Laub, das in mageren Büſcheln darüber hing. Die gelblichgrünen Flammen der Straßenlaternen tauchten auf und verſchwanden, eine nach der andern. Der alte Diener, der bis jetzt ſtumpf vor ſich hinſtarrend dageſeſſen war, erwachte plötzlich wieder zum Leben. Er richtete ſich auf, ſah angeſtrengt ins Dunkel hinaus und ſtieß den vor ihm ſitzenden Chauffeur mit dem Finger in die Schulter. Der Wagen verlangſamte

ſein Tempo und hielt einen Augenblick ſpäter vor einem hohen Barockportal, zu deſſen beiden Seiten ein zweimal mannshohes ſchmiedeeiſernes Gitter die Straße entlang lief. Eine elektriſche Bogenlampe verbreitete, vom Winde hin und her geſchaukelt, ein gedämpftes Licht. Der Arzt nahm ſeine Inſtrumententaſche an ſich und verließ den Wagen. Ein Mann kam aus dem Garten, trat auf den Chauffeur zu und bemühte ſich, die geforderte Münzenzahl aus der Geldbörſe, die er in der Hand hielt, zuſammenzuraffen.

Es war ein alter Herr, von ziemlich ſchlankem, hagerem Wuchs. Er ſteckte in einem Anzug von bräunlichem Homeſpun — dem Arzt fiel es auf, daß der Anzug viel zu weit geſchnitten war; er ſchlotterte förmlich um die hagere Geſtalt. Das Geſicht war ſonnverbrannt, die Haut lederartig, vielfältig gefurcht und zerriſſen. Sein Haar war ſtark ergraut und auffallend dicht, die Augen ſtanden hellgrau und groß unter buſchigen Brauen. Seine Finger zitterten unausgeſetzt, während ſie in den Fächern der Geldbörſe ſuchten. Endlich hatte er die Geldſtücke beiſammen und händigte ſie dem Chauffeur ein, der dankend an die Mütze griff, dann den Wagen mit einem Ruck herumwarf und davonſauſte.

Der alte Herr ging, auf ſeinen Stock geſtützt, dem Arzte entgegen und ſtreckte dann beide Hände aus: „Doktor Kircheiſen . . .?“ fragte er. „Dem Himmel ſei Dank, daß Sie hier ſind.“ Seine Stimme klang heiſer und brüchig; als er den Satz beendet hatte, war er genötigt, tief Atem zu ſchöpfen. „Ich habe mir erlaubt, Sie vor einer halben Stunde perſönlich zu mir zu bitten,“ ſetzte er hinzu.

Dr. Kircheiſen verſtand nicht ſogleich. „Vor einer halben Stunde? Ich habe geglaubt, mit dem Herrn Baron Vogh ſelbſt telephoniſch zu ſprechen," ſagte er.

„Felix Freiherr von Vogh," erwiderte der alte Herr und ergriff die Hand des Arztes. „Der bin ich."

„Sehr erfreut! Offenbar der Vater des bekannten Hochtouriſten, der meinem Freund auf der Planſpitze das Leben gerettet hat."

„Ich habe keinen Sohn, Herr Doktor. Der bekannte Hochtouriſt bin ich ſelbſt. Und was die Lebensrettung betrifft, ſo hat Ihr Freund ein wenig übertrieben."

... Da ſcheint Fritz allerdings ausgiebig übertrieben zu haben . . ., dachte der Arzt. . . . Den „tollen Baron" hab' ich mir anders vorgeſtellt. Wie hat er ihn genannt? Die Verkörperung von Energie und Kraft — Sehnen aus Nickelſtahldraht —? Ein ſchlechter Spaß — oder jene Tour auf die Planſpitze iſt viele Jahre her. Dieſer gebrechliche, alte Herr würde doch kaum auf den Planzl hinauf kommen oder auf irgendeine andre Tannenwald-Jauſenſtation . . .

„Wollen Sie freundlichſt mit mir kommen!" bat der Baron. „Philipp," rief er dann dem Diener zu. „Halt' dich in der Näh', falls der Herr Doktor etwas brauchen ſollte."

Philipp rannte mit kurzen Schritten an den beiden vorbei, über den mit rotem Kies beſtreuten, ſorgſam gepflegten Gartenweg. Dr. Kircheiſen ſah die bunten Ornamente der Blumenbeete, die wie dunkle, große Schatten auf den vom Mondlicht beſchienenen Wieſenflächen lagen. Hinter einer hohen, ſchwarzen, undurchſichtigen Baumhecke

hörte er das rieſelnde Plätſchern eines Springbrunnens. In der Ferne ſah er die geſpenſtiſche und ihn auf ſeltſame Art beunruhigende Silhouette eines pagodenartigen Gebäudes; augenſcheinlich war das das indiſche Treibhaus, von dem der Architekt geſprochen hatte.

Inzwiſchen waren ſie bei der Villa angelangt. Der Arzt blieb ſtehen und wandte ſich ſeinem Begleiter zu.

„Ich hatte aus den Reden Ihres Dieners den Eindruck gewonnen, daß Sie ſelbſt, Herr Baron, von dem Unfall betroffen worden ſind."

„Nein! Nein! Nein! Nein!" Der Baron ſchrie beinahe auf. „Mir fehlt nicht das Geringſte, ich bin vollkommen wohlauf!"

„Ich muß alſo befürchten, daß Ihr Fräulein Tochter das Opfer des Unfalles iſt."

„Nein, dem Himmel ſei Dank, meine Tochter iſt geſund."

„Der Diener ſagte aber, man habe mich rufen laſſen, um Ihnen und Ihrer Tochter zu helfen."

„Ja! Es iſt uns ein großes Unglück zugeſtoßen; ein entſetzliches Unglück hat uns betroffen", ſagte der Baron leiſe.

„Wollen Sie mir nicht endlich verraten: Wer iſt der Patient? Steht er Ihnen nahe?" fragte Dr. Kircheiſen ungeduldig.

Der Baron ſah den Arzt mit einem ängſtlichen und zaghaften Blick an.

„Der Patient iſt —, ſagte er ſtockend, „der Patient iſt —"

Er zögerte eine Weile, gab ſich dann plötzlich einen Ruck, richtete ſich gerade auf und ſagte:

„Der Patient iſt mein Gärtner, Herr Doktor."

Der Patient

Sie waren während dieſes Geſprächs in die Vorhalle der Villa eingetreten, einen weiten gewölbten Raum, deſſen Pracht den Arzt ſogleich feſſelte und ablenkte. Die Wände waren mannshoch mit kanelliertem dunkelbraunem Holz verkleidet; darin wuchs roſenfarbiger, von dünnen ſchwarzen Adern durchzogener Marmor empor, in den Moſaikbilder eingefügt waren, hohe ſchlanke Frauengeſtalten mit einer Roſenkette in den Händen. In Silber gefaßte, flach nach unten gewölbte Glasſchalen ſaßen an den vier Ecken der Decke und ließen ein mildes, weißes Licht in den Raum fallen. Im Hintergrunde führte ein Treppenanſatz von wenigen, mit einem dunkelgrünen Teppich bekleideten Marmorſtufen in den nächſten Raum.

Dr. Kircheiſen wandte ſich dem alten Herrn wieder zu:

„Wer, ſagten Sie, iſt der Patient?"

„Mein Gärtner," wiederholte der Baron.

„Herr Baron," ſagte der Arzt. „Ich fürchte, daß hier ein Mißverſtändnis vorliegt. Man hat Sie über mich vermutlich falſch unterrichtet. Ich übe ſchon ſeit Jahren keinerlei Praxis aus und beſchäftige mich nur mit wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen. Da es ſich um einen ihrer Domeſtiken handelt, ſo wäre es vielleicht angezeigt, ihn einfach ins Spital transportieren zu laſſen. Das wäre zu-

mindeſt weniger koſtſpielig für Sie! Ich halte mich für verpflichtet, Sie auf dieſen Punkt aufmerkſam zu machen."

„Das alles weiß ich," ſagte der Baron ruhig. „Nichtsdeſtoweniger habe ich ernſte Gründe, Sie zu bitten, die Behandlung zu übernehmen."

„Meine Zeit iſt koſtbar und für die nächſten Wochen überdies durch andere, mir ſehr wichtige Unternehmungen in Beſchlag genommen. Ich bin mit dieſem Beſuche nur der dringenden Bitte meines Freundes nachgekommen, weil ich, wie er, den Eindruck hatte, daß Ihr Leben auf dem Spiel ſtünde, Herr Baron, oder doch das Leben eines Ihrer nächſten Familienangehörigen."

Der Baron überlegte eine Weile. Sie waren an der Tür des Krankenzimmers angelangt. Der Baron trat zur Seite, ließ den Arzt eintreten und ſagte dann, indem er die Türe hinter ſich zuzog, mit unbefangen klingender Stimme:

„So bitte ich Sie annehmen zu wollen, daß mein eigenes Leben von der Rettung meines Gärtners abhängt."

„Wie ſoll ich das verſtehen? Was wollen Sie damit ſagen?" fragte der Arzt unwillig.

„Nichts anderes, als daß ich den größten Wert darauf lege, meinen Gärtner in Ihrer Behandlung zu ſehen. Ich werde das Opfer, das Sie mir mit dem Verluſt Ihrer koſtbaren Zeit bringen, in jeder Hinſicht zu bewerten wiſſen," gab der Baron zur Antwort.

Der Arzt blickte ſich um. Er befand ſich in einem vornehm ausgeſtatteten Raum, in deſſen Mitte ein breites Himmelbett ſtand mit grünen Damaſtvorhängen, die ringsum geſchloſſen waren.

„Hier liegt der Patient," ſagte der Baron.

„Iſt das das Zimmer Ihres Gärtners?" fragte der Arzt erſtaunt.

„Nein — das iſt mein eigenes Schlafzimmer. Ich habe ihn nach dem Unfall in der Eile hierher ſchaffen laſſen."

Der Baron ſchlug die Vorhänge zur Seite. Da lag der Kranke.

Dr. Kircheiſen ärgerte ſich ſpäter über ſich ſelbſt, weil er damals beim Anblick des Gärtners ſo heftig erſchrocken zurückgeprallt war. Es iſt aber auch keine Kleinigkeit — man erwartet ein gutmütiges niederöſterreichiſches Bauerngeſicht zu ſehen, einen großen, blonden Gärtnerburſchen aus Melk oder aus Wiener-Neuſtadt etwa, und da ſtarrt einem eine fahlgelbe Larve entgegen — das Antlitz irgendeiner exotiſchen Raſſe mit tief in den Höhlen liegenden Augen, feuchtem, zu Strähnen verklebtem Haar und einem faſt meterlangen kohlſchwarzen Bart, der zudem unterhalb des Halſes mit einem Tuch zuſammengebunden iſt

„Ulam Singh iſt ein Inder!" erklärte der Baron, der des Arztes Verwirrung bemerkte. „Ich hab' ihn von meiner letzten Orientreiſe aus der Stadt Agra mitgebracht."

„Und warum haben Sie ihm um des Himmels willen den Mund verſtopft?" fragte Dr. Kircheiſen und wies auf einen Tuchlappen, der über den Lippen des Gärtners befeſtigt war.

Der Baron lächelte. „Das hab' ich nicht getan. Den Lappen trägt Ulam Singh immer. Aus religiöſen Gründen — Ulam Singh iſt nämlich ein Sadhu, eine Art Hinduheiliger, und ſein Glaube verbietet ihm, ein Tier, und ſei es auch das

kleinſte, zu töten. Weil ihm aber beim Athmen irgend ein mikroſkopiſch kleines Inſekt in die Kehle kommen könnte, darum trägt er immer ſolch einen Tuchlappen vor dem Mund."

Der Arzt hatte inzwiſchen einen Stuhl herbeigezogen und die Bettdecke zurückgeſchlagen. Jetzt holte er die elektriſche Lampe vom Schreibtiſch und gab ſie dem Baron in die Hand. „Ein wenig höher," ſagte er, „wenn ich bitten darf." Das Licht ſchwankte unruhig in den zitternden Händen des alten Mannes. Der Arzt ſchob dem Kranken den Arm unter den Rücken und hob ihn ſacht in die Höhe. Dann fühlte er den Puls und horchte die Herztöne ab. Er betaſtete die Hand- und Fußgelenke und unterſuchte die Lippen und die Zunge, auf denen er Spuren eines leichten, blutigen Auswurfs feſtſtellte. Dann ſah er auf. Sein Blick glitt auf die Wand gegenüber, da war ein mächtiger, perſiſcher Teppich befeſtigt, auf dem exotiſche Waffen ein ſternförmig angeordnetes Ornament bildeten. Kabylenſäbel hingen da, Dolche aus dem Kaukaſus, perſiſche Handſchare und malayiſche Meſſer, ſeltſam verkrümmt oder gezackt, einzelne in vegoldeten, edelſteinbeſetzten Scheiden, manche mit elfenbeinernem oder emailliertem Knauf. Die Mitte des Sternes bildete ein Bündel dünner Pfeile.

„Haben Sie dieſe Waffen ſelbſt geſammelt? Halten Sie es für möglich, daß eines dieſer gefährlichen Dinger in irgend ein Pfeilgift getaucht iſt?" fragte der Arzt.

„Das iſt gänzlich ausgeſchloſſen. Ich habe wenigſtens niemals etwas dergleichen feſtſtellen können."

„Hatte Ulam Singh mit dieſen Waffen zu tun?

Gehörte etwa ihre Reinigung und Inſtandhaltung zu ſeinen Pflichten?"

„Nein, Herr Doktor. Ulam Singh würde nie eine Waffe berühren. Das verbietet ihm ſeine Religion. Auch hat er dieſes Zimmer niemals betreten."

„Dann ſtehe ich vor einem Rätſel. Hören Sie, Herr Baron. Es laſſen ſich folgende Symptome feſtſtellen: Blutiger Auswurf, Lähmungserſcheinungen an Händen und Füßen, ſowie an den Athmungsorganen, cyanotiſche Färbung der Lippen und der Zunge, ferner, was beſonders charakteriſtiſch iſt, das Fehlen jeder Geſchwulſt. — Alle dieſe Symptome weiſen mit Sicherheit auf das Gift einer ganz beſtimmten Schlangenart hin. Aber von dieſen tropiſchen Spezies iſt bis jetzt noch nie ein Exemplar lebend nach Europa gelangt."

„Und wie heißt dieſe Schlange?" fragte der Baron leiſe und wie in Gedanken verſunken.

Der Arzt hatte ſeine Handtaſche geöffnet. Er entnahm einem kleinen, ſchwarzen Etui eine Miniaturſpritze und ſetzte eine neue Nadel ein. Dann ergriff er den Arm des Kranken, bohrte die Nadel ins Fleiſch und ſchob langſam den Kolben der Spritze nach unten.

„Tik Paluga heißt die Schlange," ſagte er, als er die Injektion beendet hatte.

„Tik Paluga," wiederholte der Baron mit leiſem Schauder.

„Ich ſage mir natürlich ſelbſt, daß dieſe Annahme ein Hirngeſpinſt iſt, und muß nach einer beſſeren Erklärung ſuchen. Noch niemals iſt es gelungen, eine Tik Paluga lebend in unſere Breitengrade zu bringen. Die chemiſche Zuſammenſetzung

ihres Giftes kennen wir nicht genau. Es könnte sein, daß Ihr Inder von einem vegetabilischen Giftstoff infiziert worden ist, der zufällig ähnlich wirkt, wie der Biß der Tik Paluga."

„Nein!" sagte der Baron mit seiner leisen Stimme. „Ihre erste Diagnose war richtig."

„Wie meinen Sie, bitte?"

Der Baron ergriff den Arm des Inders und deutete auf zwei rote Pünktchen oberhalb des Gelenkes.

„Sehen Sie," flüsterte er. „Hier hat sie ihn gebissen."

„Wer?" schrie der Arzt erstaunt auf. „Wer hat ihn gebissen?"

„Die Tik Paluga," sagte der Baron mit leisem Erschauern.

„Aber es ist ausgeschlossen, daß es eine solche Schlange in Europa gibt!"

„Wollen Sie sie sehen, Doktor?" fragte der Baron.

„Das ist ja heller Wahnsinn! Ebensogut könnte ich mir hier in Ihrem Garten von dem Stich einer Tse-tse-fliege die Schlafkrankheit holen!" sagte der Arzt kopfschüttelnd.

Der Baron wurde leichenblaß: „Um Gottes Willen! Gibt es auch Tse-tse-fliegen in Ceylon?" stammelte er.

„In Ceylon? Natürlich: die Glossina Sanderi."

„Philipp!" kreischte der Baron außer sich. „Philipp! Die Baronesse darf nicht mehr in den Garten."

„Was ist Ihnen, Herr Baron? Was sind das für tolle Ideen? Vor allem: Die Glossina Sanderi von Ceylon ist eine vollkommen harmlose,

gänzlich ungefährliche Verwandte der afrikaniſchen Tſe-tſe-fliege. Und wie käme die überhaupt in Ihren Garten?"

„Philipp!" ſagte der Baron mit tonloſer Stimme zu dem eintretenden Diener. „Hol den Korb, der im Rauchzimmer neben dem Kamin ſteht."

Der alte Diener verſchwand und kam nach kurzer Zeit mit einem gelben, viereckig geflochtenen Körbchen zurück, das er voll Ekel und Angſt mit ausgeſtrecktem Arm weit von ſeinem Körper weghielt.

Der Baron ſchob den Deckel zurück.

„Hier liegt ſie," ſagte er. „Vor einer Stunde hab ich ſie erſchlagen."

Der Arzt langte behutſam in das Innere des Korbes und holte die tote Schlange hervor. Er ließ den Körper des Tieres geſchickt durch die Finger gleiten, nahm den Kopf in die flache Hand und betrachtete die Stirnzeichnung. Dann ließ er die Schlange wieder in den Korb zurückfallen.

„Unglaublich," ſagte er dann. „Es iſt wahrhaftig eine Tik Paluga. Sie haben ſie ſelbſt erſchlagen? Gleich nachdem ſie den Gärtner gebiſſen hat?"

Der Baron nickte. „Ulam Singh hat ſie aus Indien gebracht."

„Man muß immer wieder umlernen," ſagte Dr. Kircheiſen. „Ich glaube, Hagenbeck hat zum letztenmal den Verſuch gemacht auf Beſtellung des Berliner Zoos — aber das letzte Exemplar ging während der Seefahrt in der Gegend von Meſſina ein. Es iſt merkwürdig, daß es Ihrem Gärtner gelungen iſt, die Tik Paluga die ganze Reiſe hindurch am Leben zu erhalten. Wußten Sie davon, daß der Inder im Beſitz eines ſo gefährlichen Tieres war?"

„Bis vor einer Stunde hatte ich keine Ahnung davon," gab der Baron zur Antwort. „Aber wie finden Sie den Zuſtand des Patienten? Ich habe ſofort nach der Kataſtrophe übermanganſaures Kali injiziert."

Der Arzt hatte inzwiſchen die Schlange nochmals in die Hand genommen und betrachtete ſie genauer.

„Wie lange iſt ihr Gärtner bei Ihnen im Hauſe?"

„Seit einem und einem halben Jahr. Ich bin mit ihm im vorigen Frühjahr aus Indien gekommen."

„So?" ſagte der Arzt und blickte den Baron an. „Und die Schlange iſt höchſten drei Monate alt —! Er kann ſie alſo unmöglich aus ſeiner Heimat mitgebracht haben."

Der Baron ſah mit einem Blick auf, der hilfeſuchend und voll Verwirrtheit war.

„Wie kam die Schlange in Ihr Haus?" fragte der Arzt.

„Ich weiß es nicht!" gab der Baron zur Antwort und fuhr ſich mit der Hand über den Hinterkopf, als würden ihm die forſchenden Fragen des Arztes körperliche Schmerzen bereiten.

Dr. Kircheiſen betrachtete kopfſchüttelnd bald die Schlange, bald den Baron.

„Es iſt nicht meine Sache, mir darüber Gedanken zu machen," ſagte er ſchließlich. „Was den Zuſtand des Patienten betrifft, ſo bin ich jetzt, da ich die Art und die Provenienz des Giftes kenne, ſehr wohl in der Lage, Ihnen den wahrſcheinlichen Verlauf der Krankheit anzugeben."

„Nun? Bitte, ſprechen Sie!" drängte der Baron.

„Der jetzige Zuſtand — getrübtes Bewußtſein und leichte Lähmungserſcheinungen — dürfte noch

36—48 Stunden anhalten, vielleicht auch ein paar Stunden länger. Nach ungefähr 48 Stunden —"

„Wird er aufstehen können? Wird er das Bett verlassen?" rief der Baron.

„— dürfte der letale Ausgang infolge Herzlähmung eintreten — Ja, um Gottes Willen, was ist denn geschehen?"

Die elektrische Lampe, die der Baron noch immer in den Händen gehalten hatte, war in diesem Augenblick krachend zu Boden gefallen.

Es war mit einem Male finster in dem weiten Zimmer. Dr. Kircheisen tastete sich durch das Dunkel bis an die Wand und ließ rasch den großen Lüster aufflammen.

Der Baron lehnte blaß und zitternd an einem Sessel und hielt die Hand an die Brust gepreßt.

„Was war denn das, Herr Baron?" fragte der Arzt voll Teilnahme.

„Nichts von Bedeutung," sagte der Baron und lächelte mühsam. „Die Lampe ist mir ein wenig zu schwer geworden. — — Ist es sicher, daß Ulam Singh sterben muß?"

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Gibt es keine Rettung? Kein Serum gegen das Gift dieser Schlangen?"

„Ich werde kein Mittel unversucht lassen."

„Ich habe Ulam Singh sehr nötig," sagte der Baron leise. „Ich will ihn behalten. Er ist mir unersetzlich."

„Unersetzlich? Ich begreife ja Ihre Gefühle; der Tod eines Hausgenossen ist immer eine aufregende Sache. Aber ‚unersetzlich' ist ein großes Wort, und für einen Gärtner wird sich schließlich doch ein Nachfolger finden lassen."

„Nein!“ rief der Baron mit einer plötzlich ausbrechenden Heftigkeit. „Er darf nicht sterben! Mein Leben ist verdorben, wenn er stirbt.“

„Ich sehe, Sie neigen zu Übertreibungen. Oder ist es mehr als ein rein menschlicher Anteil, den Sie an dem Schicksal Ihres Dieners nehmen? Dann sprechen Sie aufrichtig und deutlich zu mir!“ mahnte der Arzt.

Der Baron tastete langsam mit der Hand über die feuchte Stirn.

„Ich habe wohl arge Dummheiten geredet — —,“ sagte er leise und stockend. „Verzeihen Sie — — der Schreck über den Unglücksfall hat mich ganz wirr gemacht. Ich weiß gar nicht recht, was ich alles gesagt hab'.“

„Sie können sicher sein, daß ich jedes Mittel versuchen werde, um den Patienten am Leben zu erhalten. — — Darf ich Sie jetzt bitten, mir mein Nachtquartier anzuweisen? Womöglich in der Nähe des Kranken, denn ich werde die Injektion im Laufe der Nacht vielleicht zwei- bis dreimal wiederholen müssen.“

„Hier in allernächster Nähe ist Ihr Zimmer, Herr Doktor. Die Tür hier gegenüber.“

„Ich werde zuvor in meine Wohnung telephonieren und meine Wirtschafterin wissen lassen, daß ich vorläufig hier bleibe und meine Reise bis auf weiteres aufschiebe.“

„Sie wollten verreisen? Wie gut, daß ich Sie noch erreicht habe! Wohin sollte die Fahrt gehen?“

„Nach Korfu. Eigentlich die erste größere Reise meines Lebens.“

„Wie? Sie waren niemals in Indien? Ja, woher haben Sie denn die staunenswerten Kenntnisse der indischen Fauna?“

Der Baron bemühte ſich jetzt leicht und zwanglos zu plaudern, als wollte er den Eindruck verwiſchen, den jener Ausbruch faſſungsloſer Angſt wenige Minuten vorher hervorgerufen hatte.

„Bücher," gab Dr. Kircheiſen zur Antwort. „Bücher, Herr Baron und Spirituspräparate. Ich habe mein philoſophiſches Doktorat in Zoologie und Botanik gemacht."

„Iſt es eine Erholungsreiſe, die Sie um meinetwillen aufſchieben müſſen?"

„Nicht ganz. Teilweiſe wollte ich ſtudienhalber nach Korfu. Dieſe Inſel hat eine ſehr bemerkenswerte Reptilienfauna. — — Sie erlauben, daß ich mich jetzt zurückziehe?" — —

Den Arzt erwartete an dieſem Abend noch eine überraſchende Entdeckung. Er hatte es ſich in ſeinem Zimmer bequem gemacht, das Abendblatt durchgeflogen und ſodann ein Weilchen die Photographien alpiner Landſchaften beſehen, die die Wände ſchmückten. Schließlich entſann er ſich des Telephongeſprächs, das er zu führen wünſchte, und drückte auf den Klingeltaſter.

Er wartete ein paar Minuten lang, aber es kam niemand.

Er drückte ein zweites Mal. Wiederum blieb alles ſtill.

Dr. Kircheiſen wurde ärgerlich. Er ging einige Male im Zimmer ungeduldig auf und ab, dann läutete er ein drittes Mal.

Nichts regte ſich. Jetzt läutete Dr. Kircheiſen Sturm. Aber kein Menſch ſchien ihn zu hören.

Schließlich ging er auf den Gang und rief.

Endlich — — da kam jemand den Gang heraufgelaufen, notdürftig bekleidet, mit kurzen, mühſamen

Schritten. Aber es war keiner von den Dienern, es war der Baron selbst, der jetzt athemlos vor dem Doktor stand.

„Verzeihung, Herr Baron! Es tut mir aufrichtig leid, daß ich Sie in Ihrer Ruhe gestört habe. Ich habe vergeblich nach dem Stubenmädchen geläutet — — ich möchte bloß mein telephonisches Gespräch erledigt haben," entschuldigte sich der Arzt.

„Philipp schläft wahrscheinlich schon," sagte der Baron noch immer ganz außer Athem. „Ich werde selbst in Ihrer Wohnung anrufen."

„Bemühen Sie sich doch nicht selbst, Herr Baron! Warum ist denn niemand von der übrigen Dienerschaft gekommen?"

„Ich habe sonst niemanden im Hause, Doktor," sagte der Baron verlegen.

„Sie scherzen wohl? Die ganze Arbeit in dem großen Haus besorgt der alte Philipp?"

„Das nicht. Aber ich habe vor zwei Stunden die übrige Dienerschaft weggeschickt. Ich werde gleich telephonieren. 17846 — — das ist doch ihre Nummer, nicht wahr? — — Gute Nacht, Doktor."

Die Baroneſſe

„Guten Morgen, Herr Baron! Ich habe ſoeben dem Patienten die dritte Injektion verabreicht. Es wird Sie freuen, zu hören, daß ſich ſein Zuſtand gebeſſert hat."

Der Baron ſchüttelte dem Arzt in freudiger Erregung die Hand.

„Wird er aufſtehen dürfen? Kann er ſchon ſprechen?"

„Nein. Davon iſt keine Rede. Aber er hat eine verhältnismäßig ruhige Nacht hinter ſich, und die Lähmungserſcheinungen ſind ein wenig zurückgegangen."

„Wirklich?" rief der Baron und trat nahe an das Krankenbett heran. „Ulam Singh! Hörſt du mich? Ulam Singh!"

Der Kranke rührte ſich nicht. Die Augen ſtarrten unbeweglich zur Decke empor, der linke Mundwinkel war ſchief nach abwärts gezogen. Nichts in ſeinem Geſichte verriet Leben.

„Laſſen Sie ihn, Herr Baron!" mahnte der Arzt. „Er iſt ja nicht bei Bewußtſein, er kann Sie gar nicht hören."

„Er hört mich nicht," ſagte der Baron traurig. „Aber es geht ihm trotzdem beſſer, nicht wahr?"

„Ja. Ein wenig. Das Gift der Tik Paluga wirkt in unſerem Klima anſcheinend weniger raſch, vielleicht auch weniger intenſiv als in den Tropen, —

das wäre eine plausible Erklärung. Sicherlich gibt sein Zustand für den Augenblick keinen Anlaß zur Beunruhigung."

„Für den Augenblick," wiederholte der Baron niedergeschlagen. „Das ist wenig, das ist furchtbar wenig."

„Er wird jetzt nach der neuerlichen Injektion ein paar Stunden vollkommene Ruhe nötig haben. Bis Mittag mindestens. Auch Ihnen wird ein wenig Ruhe gut tun. — Sie scheinen nicht gut geschlafen zu haben diese Nacht," sagte der Arzt mit einem forschenden Blick auf das Gesicht des alten Mannes.

„Wie hätte ich denn schlafen können, nach dem, was geschehen ist. Wie werde ich jemals wieder ruhig schlafen können, bei all dem, was unser harrt, wenn Ulam Singh stirbt."

Dr. Kircheisen blickte den Baron aufmerksam an. Der „tolle Baron" sah so gar nicht toll aus — sondern im Gegenteil wie ein höchst korrekter Hofrat, der seine 35 Dienstjahre auf dem Rücken hat.

„Sie befürchten Belästigungen durch die Polizei wegen der Schlange — ist es das, was Sie beunruhigt?"

Der Baron schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er. „Das ist es nicht. — Oder doch auch, zum Teil," setzte er nach einer Weile rasch hinzu. „Glauben Sie, Doktor, gibt es eine Möglichkeit, daß Ulam Singh jemals wieder wird aufstehen und sich frei bewegen können wie vorher?"

„Das ist —" Der Arzt wollte sagen: ausgeschlossen. Er unterbrach sich aber, denn er sah mit wachsender Verwunderung die unerklärliche Aufregung des alten Mannes. „Das ist keinesfalls

völlig ausgeſchloſſen," beendete er den Satz, um die Erregung des Barons nicht zu ſteigern.

„Keinesfalls völlig ausgeſchloſſen." Der Baron betonte jedes einzelne Wort. „Ich verſtehe Sie, Doktor." Er ging langſam im Zimmer auf und ab und blieb ſchließlich nachdenklich vor dem Arzte ſtehen.

„Dann verſprechen Sie mir eines, Doktor! Wenn es mit ihm zu Ende geht, dürfen Sie mir es nicht verheimlichen! Werden Sie mir es ſagen ein paar Stunden vorher? Eine Stunde vorher?"

„Gewiß, wenn Sie Wert darauf legen."

„Dann wird vielleicht noch alles gut," ſeufzte der Baron. „Dann kann vielleicht noch alles gut werden, wenn Sie mir das zuſagen. Eine Stunde vorher. Dann iſt noch Zeit genug."

„Wozu?" fragte der Arzt. „Wozu iſt Zeit genug?"

„Es könnte ſein," gab der Baron zur Antwort, ſo langſam, als überlegte er jedes einzelne Wort, „es könnte ſein, daß Ulam Singh etwas Unerläßliches zu Ende bringen müßte, ehe er ſtirbt."

„Etwas Unerläßliches?" fragte der Arzt halb mißtrauiſch, halb neugierig. „Um was könnte es ſich da handeln?"

„Ich bitte Sie, erlaſſen Sie mir das! Es iſt wirklich ſchwer, darüber zu ſprechen," ſagte der Baron und ſtrich mit der Hand über den Hinterkopf, als müſſe er einen Schmerz verſcheuchen, der dort ſaß.

„Wie Sie wünſchen," ſagte der Arzt. „Ich habe durchaus nicht die Abſicht, mich in Ihre Angelegenheiten zu drängen." Er ſtand am Fenſter

und hatte des Barons Bemerkung nur flüchtig gehört und zerſtreut und halb mechaniſch die Antwort gegeben. Seine Aufmerkſamkeit war durch ein ſeltſames Bild, das ſich ihm unten im Garten bot, gefeſſelt worden.

Es iſt im allgemeinen nichts Bemerkenswertes, wenn ein kleines Kind mit einem Reifen ſpielt. Zweifellos iſt es ein reizvoller Anblick, beſonders, wenn des Kindes Bewegungen anmutig und flink ſind, aber ſicher keineswegs Veranlaſſung genug, förmlich hypnotiſiert in den Garten hinunterzuſtarren und alles, was ringsumher vorgeht, zu vergeſſen, wie es Dr. phil. und med. Kircheiſen in eben dieſem Augenblick tat. Doch der Wildfang, der auf dem freien Platz zwiſchen der Wieſe und der Villa ſpielte, war eben kein kleines Kind, ſondern eine erwachſene junge Dame. Eine erwachſene junge Dame, die mit einem Kinderreifen ſpielt! Eine hohe, ſchlanke Geſtalt mit einem feinen, ſchmalen Geſicht und blondem Haar, das in einem loſen Knoten im Nacken niederhing. Ein kleiner, weißer Foxterrier ſprang neben ihr her — o weh, jetzt war der Reifen niedergefallen! Wie zornig ſie war, wie ſie mit dem Fuß ſtampfte vor Ärger, einmal, zweimal, dreimal, noch einmal! Ja, ſie war mit voller Leidenſchaft bei dem kindlichen Spiel. Schon flog ſie wieder hinter dem rollenden Reifen her, — was für zarte, edelgeformte Knöchel ſie doch hatte! Jetzt war der Reifen abermals umgefallen — wie traurig ſie nun da ſtand, wie verzweifelt ſie den Kopf ſchüttelte! Ihr kleiner Fox war ſchuld, der hatte den Reifen umgeworfen.

Dr. Franz Kircheiſen, bis dahin ein ernſter Ge-

lehrter von ziemlichem Ruf, verspürte plötzlich eine unbändige Lust, an dem Spiel der jungen Dame unten im Garten teilzunehmen. ... Es muß eigentlich eine ganz amüsante Sache sein, dieses Spiel ... dachte er, ... gar nicht so arm an Kombinationen, wie man meinen könnte. Vielleicht ist es jetzt übrigens gar das neueste in der vornehmen Welt. Zu meiner Zeit allerdings haben die jungen Mädchen mehr Tennis oder Krocket gespielt. Aber die Mode! Auch derlei ändert sich natürlich ...

„Ist die junge Dame dort unten Ihre Tochter?" wandte er sich an den Baron.

„Junge ... Dame ...?" wiederholte der Baron zerstreut und trat ans Fenster. „Ja! Das ist meine Tochter Gretl." Er hielt plötzlich inne und sah den Arzt unter zusammengezogenen Brauen forschend an. „Sie kennen meine Tochter?" fragte er leise.

„Nein ... ich habe leider noch nicht das Vergnügen," erwiderte Dr. Kircheisen. „Wie sollte ich auch! Ich komme gar nirgends hin, ich lebe zwischen meinen vier Wänden. Ich gehe selten in Gesellschaft, niemals auf Bälle."

„Meine Tochter Gretl! Meinen Sie etwa, daß die auf Bälle geht?" rief der Baron und brach in ein kurzes, heiseres Lachen aus, das in einen Hustenanfall überging. „Nein! Meine Tochter war noch niemals auf einem Ball! Aber wollen wir nicht frühstücken gehen, Doktor?"

„Lassen Sie sich nicht stören, Herr Baron. Ich werde noch die Morgentemperatur des Patienten messen und dann ein wenig Toilette machen. Ich komme Ihnen bald nach."

„Ich habe auf der Terraſſe decken laſſen, weil heut ein ſo ſchöner, ſonniger Tag iſt. Ich erwarte Sie dort, Doktor!“

Als Dr. Kircheiſen eine halbe Stunde ſpäter auf die Terraſſe trat, kam ihm der Baron, der in einem mächtigen Lederfauteuil an dem mit Schalen und Schüſſeln bedeckten Frühſtückstiſch geſeſſen war, entgegen.

„Nun, wie geht es denn meinem armen Gärtner?“ fragte er.

„Immer gleich,“ gab der Arzt zur Antwort. „Das Fieber iſt ein wenig geſtiegen, aber man muß in Betracht ziehen, daß das die Morgentemperatur iſt.“

Der Baron führte ihn an den Tiſch. Dr. Kircheiſen ließ ſeinen Blick in der Runde gehen. Die hundertfältigen Schattierungen des herbſtlichen Laubes entzückten ihn. Das Treibhaus, ein kleines, moſcheeartiges Gebäude, ſah zwar ein wenig exotiſch, ſonſt aber ganz friedlich und gar nicht mehr geſpenſtiſch aus. Von ſeinem Platz aus konnte der Arzt zum erſtenmal die ganze große Ausdehnung des Parkes erkennen, die Sorgfalt, die an jeden Weg, an jede Anlage gewendet war, richtig würdigen. Auf dem Platz vor der Terraſſe allerdings war der feine Kies ein wenig in Unordnung gebracht — das hatte die Baroneſſe mit ihrem Reifen am Gewiſſen. Dr. Kircheiſen ſpähte den Park ab und lächelte in der Erinnerung.

„Sie müſſen entſchuldigen, wenn das Frühſtück heute zu wünſchen übrig läßt,“ ſagte der Baron und verſuchte dem Arzt aus der Kanne Tee in die Schale zu gießen. Seine Hand zitterte dabei ſo ſtark, daß Dr. Kircheiſen ihm ſacht die Tee-

kanne abnahm und ſich ſelbſt bediente. „Philipp hat das Frühſtück bereitet, da ſonſt niemand im Hauſe iſt.“

„Weshalb haben Sie eigentlich Ihre Leute ſo kurzerhand weggeſchickt, Herr Baron?“ fragte der Arzt.

„Das hat ſein müſſen!“ gab der Baron einſilbig zur Antwort.

„Was haben die Leute angeſtellt?“

Der Baron ſchien um eine Antwort verlegen zu ſein und überlegte eine Weile. „Ich habe ſie nicht weggeſchickt. Sie wollten nicht bleiben. Es iſt ihnen auch nicht zu verübeln, wenn eine Schlange im Hauſe ihr Unweſen treibt. — Sie ſuchen Zucker, Herr Doktor? O, weh, den hat Philipp vergeſſen. Ich pflege nämlich den Tee immer ohne Zucker zu nehmen, ich verſüße ihn mit Biskuit — nach anglo-indiſcher Sitte — wollen Sie's nicht auch ſo verſuchen?“

Philipp erſchien und legte ein Päckchen Briefe und Zeitungen auf den Tiſch.

„Erlauben Sie, daß ich raſch ein wenig die Poſt anſehe,“ bat der Baron und griff nach einem Brief. „Endlich — das iſt die lang erwartete Einladung vom Touringklub. Man fordert mich auf, einen Lichtbildervortrag über meine Tibettour zu halten. Leider werde ich abſagen müſſen, denn ich habe die Diapoſitive der Aufnahme des Ibi-Gamin-Paſſes noch nicht fertig. Das war keine leichte Sache, der Ibi-Gamin-Paß. Wiſſen Sie, wie hoch er liegt? 6240 Meter. Es iſt der Paß, der von Garhwal hinüber nach Tibet führt.“

„Ich habe einiges davon gehört — Sie ſollen ja einer unſerer unternehmendſten und erfolgreich-

ſten Alpiniſten geweſen ſein in Ihrer Jugend," ſagte Dr. Kircheiſen höflich.

„In meiner Jugend! Ja!" ſagte der Baron und wurde plötzlich ganz traurig. „Ja, ich bin gerne und viel geklettert, ich hab' die Berge über alles geliebt — in meiner Jugend. Die ſteilen Kletterfelſen, die ſchmalen Raſenbänder an glatten Wänden, die Felsrinnen, die Kamine, die luftigen Grate — an all das werd' ich vergeſſen müſſen —! Doktor, ich kann es nicht, es iſt unmöglich!"

„Mein Gott, Herr Baron, Sie hatten wohl ſchon einige Jahre hindurch Gelegenheit, ſich mit dieſer Notwendigkeit abzufinden. Der Schmerz könnte inzwiſchen doch ſchon vergangen ſein!" ſagte der Arzt.

„Doktor! Machen Sie mich wieder jung! O, wenn Sie doch das könnten."

„Der alte Traum der Menſchheit!" ſagte Dr. Kircheiſen lächelnd.

„Wenn Sie doch das könnten!" wiederholte der Baron leiſe und ſtarrte vor ſich hin.

„Sie haben Ihre Jugend ſtürmiſcher durchlebt als andere Menſchen, die zwiſchen ihren vier Wänden geblieben ſind; Sie haben ſie bis ans Ende genoſſen und heute —"

„Nein!" rief der Baron mit plötzlicher Heftigkeit. „Nicht bis ans Ende! Weiß Gott, nicht bis ans Ende!

„— Und heute," beendete der Arzt den Satz, indem er ſich von der Tafel erhob. „Heute gibt es nur eine Weisheit: Fröhlich vom Tiſch aufſtehen, wenn das Mahl zu Ende geht. Das müſſen Sie lernen. — Dort kommt Ihre Tochter, Herr Baron."

Dem Arzt gegenüber hing ein Spiegel ein wenig geneigt an der Wand, und in dieſem Spiegel

konnte er den ganzen Park überblicken und sah die Baronesse, die mit dem Reifen um die Schulter über den Kiesweg auf die Terrasse zugelaufen kam.

„Wo?" fragte der Baron. „Wo sehn Sie Gretl?"

„Sehn Sie sie nicht dort im Spiegel?" fragte der Arzt und wies mit dem Arm nach der Wand.

Dr. Kircheisen hatte in dem Hause des Barons während der wenigen Stunden seines Aufenthaltes schon eine ganze Anzahl absonderlicher und verwirrender Tatsachen beobachtet, aber die neueste Schrulle des Barons war doch närrischer, als man selbst von einem alten Sonderling erwarten konnte.

„Himmel! An den hab' ich vergessen!" schrie er entsetzt auf. „Doktor, rasch! Helfen Sie mir, der Spiegel muß fort!"

Dr. Kircheisen faßte kopfschüttelnd nach dem Spiegel und versuchte ihn von der Wand zu lösen. Aber der schwere Spiegel hing fest an seinem Haken und wollte nicht weichen.

„Rasch! Rasch!" schrie der Baron. „Sie kommt schon die Treppe herauf."

„Wer denn?" rief der Arzt.

„Gretl!" sagte der Baron. „Er geht nicht hinunter. Wo ist mein Stock? Wir müssen ihn zerschlagen."

Und ehe der Arzt begriff, was eigentlich vorging, schlug der Baron mit der Krücke seines Stockes wütend auf die Spiegelscheibe los, die klirrend in Trümmer ging.

„So!" sagte er dann befriedigt, als nur noch der leere Rahmen an der Wand hing; dann legte er den Stock auf den Tisch und schöpfte Atem: „Ich liebe es nicht, wenn Gretl in den Spiegel

ſieht. Gretl iſt hübſch, und junge Mädchen werden ſo leicht eitel —"

Ganz faſſungslos ſtarrte Dr. Kircheiſen den Baron an. Da hörte er ſchon Gretls helle Stimme hinter ſeinem Rücken:

„Armer Papa! Einen Spiegel zerbrochen! Sieben Jahre Unglück! Sieben Jahre Unglück!"

Die Baroneſſe ſtand — nein, ſie hüpfte vielmehr von einem Fuß auf den andern. Den Reifen hatte ſie über die Schulter gehängt, ſo, wie Soldaten den gerollten Mantel zu tragen pflegen. In den beiden Händen hielt ſie ein klapperndes, klirrendes Etwas — was mochte das nur ſein?

Jetzt, da ſie vor ihm ſtand, ſah er, daß die Baroneſſe nicht mehr ſo jung war, wie er vermutet hatte. Er hatte ſie auf zwanzig Jahre geſchätzt, — ſie mochte die vierundzwanzig ſchon überſchritten haben. Die erſten, leiſen Züge des Verwelkens ſtanden in ihrem Geſicht, das dadurch auf ſeltſame Art verfeinert und veredelt wurde.

Dr. Kircheiſen machte eine leichte Verbeugung, die die Baroneſſe jedoch nicht beachtete. Er wiederholte ſeinen Gruß, ohne jedoch mehr zu erreichen als einen flüchtigen Blick aus den großen blauen Augen des jungen Mädchens.

Jetzt ſtellte die Baroneſſe das klirrende Ding auf den Tiſch. Es war eine Sparbüchſe, wie Dr. Kircheiſen auch einmal eine beſeſſen hatte als Bub von ſechs Jahren, ein tönernes, braun-glaſiertes Schweinchen mit einem mächtigen Schlitz am Rücken!

„Papa! Bitt' ſchön, meine Krone!" bat die Baroneſſe.

Über die verfallenen Züge des Barons huſchte es wie ein Lächeln. Ächzend ob der Anſtrengung,

die die Bewegung ihm verursachte, holte er sein Portemonnaie hervor und reichte seiner Tochter das Geldstück.

Sie ließ die Münze durch den Schlitz gleiten, schüttelte das Schweinchen und horchte auf das Klappern der Münzen.

„Aber ich muß ja schon genug haben," rief sie plötzlich. „Gleich will ich nachschauen."

Und ohne weitere Umstände kniete sie auf den Glasboden der Veranda hin — als wäre es die natürlichste Sache von der Welt, daß eine junge Dame von vierundzwanzig Jahren nicht immer nur stehen und sitzen, sondern zur Abwechslung auch einmal auf der Erde knien dürfte. Dann zerschlug sie die Sparbüchse auf dem Boden und begann zu zählen.

... Wie reizend! Wie natürlich! Ein Wildfang von vierundzwanzig Jahren — dachte der Arzt und wandte sich an den Baron.

„Darf ich bitten, mich der Baroneſſe vorzustellen?"

Der Baron sah ihn einen Augenblick lang verständnislos an. „Vorstellen ..." sagte er. „Ja, Gott, richtig. Gretl, das ist der Herr Doktor, der unsern armen Ulam Singh wieder gesund machen wird. Sag ihm guten Tag."

Dr. Kircheisen zupfte sich die Krawatte zurecht, machte einen Schritt vorwärts und verbeugte sich. Aber die Baroneſſe reichte ihm nur flüchtig die Fingerspitzen und fuhr sogleich wieder fort, ihre Münzen zu zählen, ohne ihn weiter zu beachten.

„Ich bin ihr nicht sympathisch! Ich bin ihr sehr gleichgültig!" dachte Dr. Kircheisen. „Das ist kein Wunder; sie ist sicher sehr umschwärmt und

verwöhnt von den jungen Leuten. Vielleicht, wenn ich eleganter wär'."

Dr. Kircheiſen war ſehr niedergeſchlagen und ein wenig verletzt.

„Hurra!" ſchrie plötzlich die Baroneſſe. „Sechsunddreißig Kronen! In vier Tagen kann ich mir die Hanſi kaufen, die in der Auslag' in der Kärntner Straße, du weißt doch, Papa!"

Sie ſprang auf, griff nach dem Reifen und lief die Treppe hinab, ihr blauer Rock wehte gleich darauf über die Wieſe. Billy, der Fox, kläffte hinter ihr her.

„Das iſt wohl eine Katze, die Hanſi?" fragte Dr. Kircheiſen, der dem jungen Mädchen wie gebannt nachſtarrte. „Oder ein kleiner Hund?"

„Nein," antwortete der Baron. „Die Hanſi iſt eine Puppe. Meine Tochter ſpielt gern mit Puppen."

Ein Verdacht

„Gnädiger Herr!“ meldete Philipp, der in der Tür ſtand. „Es iſt einviertel zehn, das gnädige Fräulein wird gleich hier ſein.“

Der Baron erſchrak ſichtlich. Er fuhr auf, taſtete mit unſicheren Händen nach der Uhr und blickte den Diener an.

„Was machen wir, Philipp?“ fragte er.

Der Diener zuckte die Achſeln.

„Vielleicht, wenn der gnädige Herr ſich verleugnen laſſen? Vielleicht, wenn der gnädige Herr ausgeritten ſind?“

... Alſo wenn er ſich vor irgend jemanden verleugnen laſſen will, ſo iſt ‚ausreiten‘ doch eine ein bißchen unwahrſcheinliche Ausrede ... dachte der Arzt. — Wer wird dem alten Herrn glauben, daß er überhaupt auf ein Pferd hinaufklettern kann — es koſtet ihn Mühe genug, ſich aus dem Lehnſtuhl zu erheben.

Der Baron hatte ein Weilchen nachgedacht. „Es iſt meine Braut, die mich immer um dieſe Stunde abholt,“ wandte er ſich an den Arzt.

„Sie ſind verlobt?“ fragte der Arzt und blickte überraſcht den alten Mann an.

„Sie wiſſen das nicht?“ gab der Baron lächelnd zurück. „Dann haben Sie natürlich auch keine Ahnung, wer meine Braut iſt. Ich bin mit der Melitta Ziegler verlobt. Der Name muß Ihnen doch geläufig ſein?“

„Er kommt mir tatsächlich bekannt vor. Trotzdem weiß ich im Augenblick nicht . . ."

„Aber die Melitta Ziegler, die Heroine des Burgtheaters, die müssen Sie doch kennen?"

„Ja, natürlich, dem Namen nach. Persönlich kenne ich sie nicht. Hab' leider noch nicht das Vergnügen gehabt, auch von der Bühne her nicht — ich komme nie ins Theater. In die Variétés geh' ich manchmal, aber auch nur, wenn Tierdressuren zu sehen sind, für die interessiere ich mich."

„Sie werden meine Braut in ein paar Minuten kennen lernen — ich muß Sie nämlich um eine große Gefälligkeit bitten, lieber Doktor!"

„Verfügen Sie über mich, Herr Baron!"

„Ich bin heute nicht in der inneren und, um ganz aufrichtig zu sein, auch nicht recht in der äußeren Verfassung, um meine Braut empfangen zu können. Nicht wahr, Sie werden ihr entgegengehen und mich bei ihr entschuldigen, mit Unwohlsein etwa —"

. . . Natürlich, dachte der Arzt. . . . Für gewöhnlich färbt er sich wahrscheinlich die Haare, der alte Herr, möcht' möglichst jung erscheinen — heute hat er das in seiner Aufregung vergessen. Sie wird's natürlich nicht anders halten. Eine alte Schauspielerin, färbt sich, schminkt sich wahrscheinlich, und so betrügt eben einer den anderen!"

„Oder wissen Sie, was noch besser wär'? Sagen Sie ihr doch einfach, ich sei beim Reiten vom Pferd gestürzt! Keine Verletzung, nur ein kleiner Nervenchok. Ja, das wird das Klügste sein! Aber sie darf sich nicht etwa beunruhigen — keine Verletzung, Doktor! Nur ein kleiner Chok, der in zwei Tagen vorüber ist."

. . . Du lieber Gott . . . ſie wird mir ja ins Geſicht lachen, wenn ich ihr erzähle, daß dieſer alte, gebrechliche Herr da geritten iſt! . . . fuhr es dem Arzt durch den Kopf.

„Wenn meine Braut mich unbedingt zu ſehen wünſcht, ſo führen Sie ſie, bitte, in mein Arbeitszimmer! Aber konzedieren Sie ihr nur fünf Minuten höchſtens, — einen längeren Beſuch dürfen Sie als Arzt nicht zulaſſen, — müſſen Sie ihr ſagen. — Was gibt's, Philipp?"

„Der Wagen fährt eben vor, Herr Baron!"

„Wo iſt die Gretl?"

„Die Baroneſſe iſt auf ihrem Zimmer."

„So ſperr' die Tür ab! Die Baroneſſe darf ihr Zimmer nicht verlaſſen, ſolang' Fräulein Ziegler im Hauſe iſt." Er ſah den erſtaunten Blick des Arztes, verſuchte ein Lächeln und erklärte: „Gretl und meine Braut disharmonieren ein wenig — vorläufig wenigſtens. Aber ich hoffe, daß ſich das mit der Zeit geben wird. Und jetzt flott, Philipp! Alſo nicht wahr, Doktor: Keine Verletzung, nur ein kleiner Chok!"

Dr. Kircheiſen eilte raſchen Schritts die Treppe hinab, durchquerte die Halle und ging über den hell im Sonnenlicht liegenden Kiesweg auf das Gittertor zu. Dort ſtand ſchon der Dogcart. Eine hochgewachſene junge Dame ſchwang ſich eben vom Kutſcherſitz herab und trat neben das Pferd, einen prächtigen, in Silber geſchirrten Fuchs.

„Zucker!" rief ſie dem Lakaien zu. Der hielt ſeiner Herrin ein geöffnetes Büchschen entgegen, deſſen Inhalt ſie in ihre flache Hand ſchüttete. Während ſie das Pferd naſchen ließ, konnte Dr. Kircheiſen ſie mit Muße betrachten.

Donnerwetter! — Nein, das war nicht die ältliche Komödiantin, die er anzutreffen erwartet hatte. Wahrhaftig nicht! Ein lebensprühendes, junges Geschöpf, kaum zwei Jahre älter als die Baronesse, deren Stiefmutter sie werden sollte. Kein Wunder, daß die beiden sich nicht vertragen wollten. Dr. Kircheisen betrachtete gebannt das goldbraune Haar, das in natürlich koketten Wellen unter einem aus Veilchen gebildeten Hute hervorquoll, auf das feine Gesicht mit der edel geschnittenen Nase und den großen dunklen Augen.

... Und dieses entzückende Geschöpf soll den alten Baron heiraten! ... durchfuhr es den Arzt. ... Was ist das für eine sonderbar verderbte Welt, die solche Verbindungen kennt! Der alte, verfallene Mann und dieses blühende, genußfreudige Wesen — wie soll man das begreifen können! — Ach Gott, nur zu leicht ist das Rätsel gelöst: Ein reicher Mann, ein Millionär und eine Schauspielerin! Eine schöne Frau braucht schöne Kleider, kostbaren Schmuck — der Dogcart sagt alles. Er spricht Bände. Wenn sie nicht die Braut des Barons wäre, müßte sie mit der elektrischen Tram nach Hietzing hinausfahren. Und er, der reiche, alte Mann — mit welchen Unsummen Geldes mag er sich den Körper dieser jungen, reizvollen Frau kaufen! Ein Handel. Nichts anderes — und jeder glaubt den anderen betrogen zu haben. Indessen, all das kümmert mich nicht ... dachte Dr. Kircheisen. ... Ich entledige mich meines Auftrages ...

Die Schauspielerin hatte den Arzt bisher nicht beachtet. Jetzt erst hatte sie die Fütterung des Pferdes beendet und warf dem Lakaien die Zügel

zu. Dabei fiel ihr Blick auf Dr. Kircheiſen, der ſich leicht vor ihr verbeugte. Erſtaunt ſah ſie ihn an.

„Ich bitte um Vergebung, mein Fräulein," ſagte der Arzt. „Wenn ich Sie heute hier empfange."

„Wo iſt denn der Felix . . .?" fragte ſie ungeduldig. „Wo iſt der Baron?"

„Das iſt es ja eben . . . Erlauben Sie, daß ich mich vorſtelle. Dr. Kircheiſen . . . Ich bin Arzt."

„Melitta Ziegler. Mitglied des Burgtheaters."

„Sehr erfreut, meine Gnädige. Der Herr Baron hat mich zu ſich rufen laſſen . . ."

„Es iſt doch um Himmels willen nichts paſſiert?" rief die Schauſpielerin.

. . . Donnerwetter — dachte der Arzt. . . . Ordentlich blaß iſt ſie geworden. Die ſcheint ſehr beſorgt um ihn zu ſein, oder ſie ſpielt glänzend Theater . . .

„Nur eine Kleinigkeit. Nichts von Belang," gab er zur Antwort.

Die Hand der Schauſpielerin haſchte nach ſeinem Arm. „Es iſt ihm etwas zugeſtoßen!" ſchrie Melitta Ziegler verzweifelt. „Er iſt krank! Was fehlt ihm? Sprechen Sie doch, Herr Doktor."

„Ein kleiner Unfall beim Reiten. Er iſt vom Pferd geſtürzt," ſagte der Arzt zögernd, denn dieſe Lüge klang ihm allzu unwahrſcheinlich und es koſtete ihn Überwindung, ſie über die Lippen zu bringen.

Doch — wie ſonderbar. Melitta Ziegler ſchien ihm zu glauben. Daß der hinfällige, alte Herr ſich unmöglich auch nur eine Sekunde lang im Sattel halten konnte, das ſchien ihr ganz und gar nicht einzufallen.

„Er iſt verletzt! Er iſt gefährlich verletzt!“ Ihre Stimme zitterte.

„Aber gar nicht. Verletzt iſt er überhaupt nicht,“ beruhigte ſie der Arzt. „Nur ein kleiner Nervenchok, das iſt alles.“

Die Hand ließ ihn los. Der Arm fiel ſchlaff herab.

„Gott ſei Dank!“ flüſterte ſie und lehnte ſich gegen das Torgitter. „Jetzt kommen Sie, Doktor. Ich will zu ihm. Wie iſt das Unglück geſchehen?“

... Du lieber Gott!... dachte der Arzt. ... Ja, wie iſt das Unglück geſchehen? Wenn ich's nur ſelber wüßte. Aber irgend etwas muß ich ihr doch erzählen! Ich hab's ſchließlich dem Baron verſprochen ...

„Ja, ... alſo geſtern abend!“ begann er ſeinen Bericht, und gleich darauf ſprach er fließend, denn er hatte ſich raſch irgendeine Art von Reitunfall zurechtgelegt. „Zu Anfang der Allee ſoll's geweſen ſein. Die Straßenlaterne brannte nicht.“

„So eine Wirtſchaft!“ rief die Schauſpielerin. „Dieſe Wiener Verwaltung! Als ob jemals irgend etwas in Ordnung wär'.“

„Wie der Unfall eigentlich geſchehen iſt, weiß ich nicht. Es ſcheint, daß das Läuten eines Radfahrers das Pferd ſo erſchreckt hat. Dieſer Radfahrer hat, als er herankam, den Herrn Baron auf der Erde liegend in leichter Ohnmacht gefunden. Er iſt dann raſch ins nächſte Kaffeehaus gefahren, um nach einem Arzt zu telephonieren. Das war aber nicht nötig, da ich zufällig in dem Kaffeehaus geſeſſen bin. Ich hab' den Herrn Baron ſchon bei Bewußtſein gefunden — ein paar Haut-

abſchürfungen und ein leichter Nervenchok, das war alles. Morgen wird er ſein Zimmer wieder verlaſſen können."

„Bitte, führen Sie mich jetzt zu ihm! Er liegt im Schlafzimmer?"

„Nein, in ſeinem Arbeitszimmer. Ich muß Sie aber aufmerkſam machen, daß der Patient ſtrengſte Ruhe nötig hat."

„Dann iſt es alſo doch gefährlich! Hat er nicht nach mir verlangt? Warum hat man mir nicht ſofort telephoniert? Noch geſtern abend!"

„Das war wirklich nicht notwendig. Es lag kein Anlaß vor, Sie in Unruhe zu verſetzen. Es iſt beſtimmt nichts Ernſtes."

„Dann laſſen Sie mich zu ihm!"

„Gewiß, wenn Sie das beruhigt. Eine Unterredung von fünf Minuten kann ich Ihnen geſtatten, wenn Sie mir verſprechen, alles zu vermeiden, was den Herrn Baron aufregen und ſeinen Zuſtand verſchlimmern könnte."

„Natürlich! Ich verſpreche es Ihnen, Herr Doktor!"

An der Tür des Pſeudo-Krankenzimmers verabſchiedete ſich Dr. Kircheiſen von der Schauſpielerin. Er wollte inzwiſchen noch ein wenig nach dem Kranken ſchauen, ſich die Sicherheit verſchaffen, ob er das Haus auf eine oder zwei Stunden verlaſſen könnte, denn er hatte allerlei aus ſeiner Wohnung zu holen. Leiſe trat er an des Inders Bett. Ulam Singh lag bewegungslos und ſchlief. ... Das iſt kein ungünſtiges Symptom ... ſagte er ſich. ... Solange er nicht deliriert, iſt wohl keine unmittelbare Gefahr. Das iſt eigentlich etwas ſehr Merkwürdiges, dieſer gewaltige, beinahe heroiſche Kampf des

menſchlichen Körpers gegen das attackierende Gift. Freilich, in dieſem Fall iſt der Kampf vergeblich: das Gift wird Sieger bleiben. Aber bis dahin: alle Wechſelfälle des Krieges zwiſchen Gift und menſchlichem Körper: Langſames Vordringen des tückiſchen Feindes, zähe Verteidigung, der jähe Verſuch einer raſchen Überrumpelung — abgewieſen für den Augenblick! Jetzt herrſcht ſo etwas wie ein Waffenſtillſtand: Ulam Singh ſchläft.

Dr. Kircheiſen ſah auf die Uhr: ... Die fünf Minuten ſind um ... Jetzt muß ich die beiden ſtören; ſie wird ungehalten ſein. Sie ſcheint ihn wirklich und aufrichtig gern zu haben, den alten Mann. Wie ſie erſchrocken war, und wie ängſtlich beſorgt. Dieſes blühende Geſchöpf liebt den grauhaarigen, hinfälligen Greis, der ihr Vater, wenn nicht gar ihr Großvater ſein könnte! Frauen ſind oft ſchwer verſtändlich in ihren Neigungen ...

Er klopfte an die Tür des Arbeitszimmers. „Herein!" antwortete ihm die Stimme der Schauſpielerin. „O, Sie kommen ſchon, mich zu holen. Ja, was iſt Ihnen denn, Herr Doktor! Kommen Sie doch herein! Wovor fürchten Sie ſich denn?"

Dr. Kircheiſen war erſtaunt zurückgeprallt und ganz verwirrt in der offenen Türe ſtehen geblieben. Das Zimmer war von tiefer Finſternis erfüllt. Vergeblich verſuchten die Augen, irgendeinen Gegenſtand auszunehmen. Nur durch die offene Tür, in der Dr. Kircheiſen ſtand, fiel jetzt ein breiter Lichtſtreifen und ließ Helligkeit in einen kleinen Teil des Zimmers fallen.

„Aber ſo ſchließen Sie doch die Tür!" hörte der Arzt die Stimme des Barons. „Sie haben mir doch ſelbſt die Dunkelheit verordnet!"

... Ich habe ihm gar nichts verordnet, ... dachte der Arzt, zog die Türe hinter ſich zu und ſtand ein wenig betäubt im Dunkeln.

„Ja, mein Kind, ich kann dir nicht helfen!“ ertönte jetzt wieder die Stimme des Barons und man merkte ihm an, daß er zu ſcherzen bemüht war. „Der Herr Doktor iſt ſtreng. Wir müſſen ihm folgen.“

„Aber ich darf doch nachmittags wiederkommen?“ fragte die Schauſpielerin.

„Ich möcht's ja ſo gern!“ klagte der Baron. „Aber der Doktor erlaubt's nicht!“

„Aber morgen doch? Morgen um dieſe Zeit.“

„Morgen ...“ wiederholte der Baron und machte eine lange Pauſe. „Ja, wir wollen hoffen, daß morgen alles vorbei iſt. Und nun leb' wohl, mein Kind!“

„Darf ich jetzt bitten, gnädiges Fräulein?“ ſagte der Arzt und öffnete die Tür ſo weit, daß er und die Schauſpielerin das Zimmer verlaſſen konnten. Melitta Ziegler ſchloß die Augen und hielt die Hand wie einen ſchützenden Schirm vor. „Wie das Licht blendet ...“ ſagte ſie. „Weshalb haben Sie das dunkle Zimmer angeordnet, Doktor? Sind denn die Augen auch in Mitleidenſchaft gezogen?“

„Direkt eigentlich nicht ...“ antwortete der Arzt, der über das verdunkelte Zimmer ſelbſt ganz erſtaunt war. „Aber in derlei Fällen empfiehlt man gern abſolute Dunkelheit, weil ihr zugleich meiſt eine vollkommene Ruhe aſſoziiert iſt.“

„O Gott, — lieber Herr Doktor — wenn nur alles raſch vorüberginge!“

„Wir wollen es hoffen, gnädiges Fräulein.“

„Es ſcheint ihn doch tüchtig mitgenommen zu

haben. Ich hab' ihn zwar nicht ſehen können, aber ſeine Stimme klang ganz anders als ſonſt. Wie von einem ganz andern Menſchen, dacht' ich anfangs."

„Sie finden, daß ſeine Stimme ungewöhnlich oder verändert geklungen hat?" fragte der Arzt intereſſiert. „Wie die Stimme eines Fremden?"

„Beinahe, ja! Es muß doch keine Kleinigkeit ſein, ſolch ein Nervenchok. — Sie wollen auch fort, Doktor?" fragte die Schauſpielerin, als ſie Hut und Stock in den Händen des Arztes ſah.

„Ja, auf einen Sprung in meine Wohnung," gab der Arzt zur Antwort.

„Sie wohnen im erſten Bezirk? Aber, ſo fahren Sie doch mit mir, Herr Doktor! Bitte ſchön, iſt mir ein Vergnügen ... Keine Umſtände ... ich ſetze Sie ab, wo Sie wollen. In der Nähe Ihrer Wohnung oder auf der Ringſtraße. Woran denken Sie denn eigentlich, Herr Doktor? Sie hören mir ja gar nicht zu!"

Dr. Kircheiſen war allerdings wieder einmal gar nicht bei der Sache. Verzückt ſtarrte er auf eines der Parterrefenſter, aus dem eben die Baroneſſe, geſchickt wie ein Akrobat, lachend und übermütig auf einem ziemlich halsbrecheriſchen Wege in den Garten hinab jonglierte. „Schauen Sie nur, gnädiges Fräulein!" ſagte Dr. Kircheiſen und wies auf Gretl. „So ein Wildfang! So ein entzückender Tunichtgut!"

„Na ja!" ſagte die Schauſpielerin, die ſchon im Wagen ſaß, gleichmütig. „Wenn Ihnen das gefällt ... Kommen Sie jetzt rauf zu mir. Es wird zwar ein biſſel komiſch ausſehen, wenn die Dame kutſchiert und der Herr daneben ſitzt, aber das wird Sie hoffentlich nicht weiter genieren."

. . . . Die Baroneſſe und ihre künftige Stiefmama ſcheinen wirklich nicht zu harmonieren . . . dachte der Arzt, als er neben der Schauſpielerin die Allee hinunterfuhr. . . . Wie wenn ſie Luft wäre, ſo hat die Melitta Ziegler das arme Mädel behandelt. Die Stiefmutter, natürlich! Das alte Lied. Ein biſſel eiferſüchtig auf ‚Schneewittchen hinter den Bergen‘ . . .

„Ich kann Ihnen gar nicht ſagen, wie mir die Geſchichte in die Glieder gefahren iſt!“ ſagte die Schauſpielerin nach einer Weile. „Ich muß mich ſofort niederlegen, wenn ich nach Hauſe komme. Dabei hab’ ich morgen das Rautendelein zu ſpielen, mit einem neuen Heinrich noch dazu. Mit dem Lauterböck aus Düſſeldorf — kennen Sie vielleicht den Lauterböck? Ein ſehr talentierter Menſch . . . Nur ein biſſel zu viel ſpucken tut er, wenn er in Feuer kommt . . . Sie entſchuldigen ſchon, Herr Doktor, aber Sie haben keine Ahnung, wie unangenehm das für die Partnerin iſt.“

„Ich kann mir’s vorſtellen!“ ſagte der Arzt zerſtreut.

„Sehr geſcheit find’ ich’s von dem alten Philipp, daß er die Gretel raſch zur Schweſter des Barons aufs Land geſchickt hat. So hat man ihr wenigſtens die Aufregung erſpart.“

„Wen hat man aufs Land geſchickt?“

„Die Gretel, die Tochter meines Bräutigams.“

„Ja, wer hat Ihnen denn das erzählt?“ fragte der Arzt erſtaunt.

„Na, Felix ſelbſt natürlich. Der Baron.“

„Daß er die Baroneſſe aufs Land geſchickt hat?“

„Wer wird denn ſo einen Fratzen Baroneſſe nennen. Wir nennen ſie untereinand’ immer nur

den ‚Spatzen'. Ein herziger Kerl — ich bin ganz vernarrt in mein künftiges Töchterl! Dabei iſt ſie ein Spitzbub! Der Fratz hat mir vorigen Dienstag, als ſie mit ihrem Vater bei mir zu Mittag war, eine Bürſte ins Bett gelegt — ich hab's erſt am Abend beim Schlafengehen gemerkt —"

„Aber die junge Dame, die vorhin aus dem Fenſter geklettert iſt, — war denn das nicht die Baroneſſe Gretel?"

„Wer?" fragte die Schauſpielerin und verzog hochmütig die Lippen. „Aber was fällt Ihnen denn ein, wie kommen Sie auf ſo was? Das war doch nicht die Gretel! Die Perſon hab' ich zum erſten Male geſehen. Eine von den Domeſtiken vielleicht — ein Stubenmädchen oder ſo was."

Der Arzt ſchwieg. Ein Gedanke, der für einen Augenblick in ihm aufgetaucht war, als die Schauſpielerin des Barons Stimme „eine von einem ganz anderen Menſchen" genannt hatte, verdichtete ſich plötzlich zu einem Verdacht. Darum alſo das dunkle Zimmer . . ., darum war das junge Mädchen in das Zimmer eingeſperrt worden!

„Und jetzt werden wir ein biſſel aufhören zu plaudern, weil wir auf die Mariahilfer Straße kommen und da muß man achtgeben beim Kutſchieren, daß man keinen Pallawatſch anrichtet," ſagte die Schauſpielerin. „Wenn Sie ausſteigen wollen, melden Sie ſich gefälligſt an, Herr Doktor. Und jetzt ſchaun wir, daß wir vom Tramwaygleiſe wegkommen, ſonſt ſchreibt uns noch ein Wachmann auf . . ."

Die Erſteigung der Cima Undici und — —

Dr. Kircheiſen war in hohem Grade Gewohnheitsmenſch. Daß er erſt jetzt, um elf Uhr vormittags, dazu gekommen war, ſein gewohntes Morgenbad zu nehmen, ſtörte ihn in ſeiner Ordnung und machte ihn verdrießlich. ... Nun, dafür hab' ich's wenigſtens in meiner eigenen Wohnung gehabt und nicht in dem fremden, unbehaglichen Badezimmer der Hietzinger Villa, und kann jetzt in Ruhe über all das nachdenken, was ich ſeit geſtern erlebt hab'... Damit tröſtete er ſich, während er in ſein Schlafzimmer trat. Er nahm Kamm und Bürſte und ſtellte ſich vor den Spiegel.

Reſumieren wir einmal ..., dachte er. ... Gehen wir die Dinge der Reihe nach durch. Der Baron wird mir als Hochtouriſt geſchildert. Und ich finde einen alten Herrn vor mit allen Anzeichen einer Arterienſkleroſe in ihrem vorgeſchrittenen Stadium. Er bekommt Beſuch und verſucht, ſich verleugnen zu laſſen, empfängt ihn ſchließlich in einem vollkommen verdunkelten Raum. Erſchrickt vor jedem Lichtſtrahl, der auf ſein Geſicht fallen könnte. Er will nicht geſehen werden. Schon das iſt auffällig genug, aber lange noch nicht alles. Seine Stimme klang dem Beſuch verändert — ‚wie die einer ganz andern Perſon', hatte die Schauſpielerin geſagt. Da zukommt noch, daß die geſamte Dienerſchaft Knall und Fall aus der Villa entfernt

worden iſt. Offenbar gibt es etwas zu verheimlichen. Nur der alte Philipp durfte bleiben — daraus folgt, daß dieſes Faktotum in alles eingeweiht iſt. Für das gibt es aber nur eine einzige Erklärung!...

Dr. Kircheiſen legte Kamm und Bürſte aus der Hand und ging unruhig im Zimmer auf und nieder.

... Die Löſung des Rätſels iſt, ... ſetzte er eine Schlußfolgerung fort, ... daß der alte Herr, den ich in der Villa angetroffen habe, nicht der Baron Vogh iſt. Er gibt ſich für den ‚tollen Baron' aus — ich weiß nicht, aus welchem Grunde. Alles deutet darauf hin. Die Ausrede, daß er beim Ausreiten vom Pferd geſtürzt ſei. Dieſer alte, hinfällige Mann will geritten ſein! Aber die Schauſpielerin war gar nicht erſtaunt darüber. Ihr erſchien das ganz ſelbſtverſtändlich. Natürlich! Der wirkliche Baron Vogh iſt wahrſcheinlich ein ebenſo glänzender Reiter wie ein hervorragender Alpiniſt. Und der alte Herr dort oben iſt aus irgendeinem Grunde genötigt, die anſtrengende Rolle des ‚tollen Barons' zu ſpielen ...

Dr. Kircheiſen blieb ſtehen und machte haſtig ein paar Züge aus ſeiner Zigarette.

... Wenn es noch irgendeines weiteren Beweiſes bedürfte ..., überlegte er. ... Meine Beobachtungen auf der Fahrt hierher ...! Die Melitta Ziegler kannte das junge Mädchen gar nicht, das mir als die Baroneſſe vorgeſtellt worden iſt. ‚Ein Stubenmädchen wahrſcheinlich,' hatte ſie geſagt. Und: ‚Ich ſeh' die Perſon zum erſtenmal.' Natürlich, das reizende Mädchen war ebenſowenig die Baroneſſe Vogh, wie ihr Vater der Baron. Darum war ſie in ihrem Zimmer eingeſchloſſen worden, damit ſie der Schauſpielerin nicht zu Geſicht käme ...

Und jetzt erinnerte sich Dr. Kircheisen auch, in welch ängstlichem, mißtrauischem Ton der Pseudobaron ihn heute morgens gefragt hatte: ‚Kennen Sie meine Tochter Gretl?‘ Natürlich, hätte er, Dr. Kircheisen, zur Antwort gegeben: ‚Ich habe bereits das Vergnügen,‘ so wäre das Mädchen vor ihm genau so versteckt gehalten worden, wie vor der Melitta Ziegler.

Was aber war der Sinn dieses ganzen Spiels? Lag ein Verbrechen vor? Waren der wirkliche Baron und seine Tochter aus dem Wege geräumt worden? Oder waren das alles erst die Vorbereitungen zu einem Verbrechen, für dessen Ausführung etwa die Hilfe des indischen Gärtners benötigt wurde? „Er hat noch etwas Wichtiges, etwas Unerläßliches zu Ende zu bringen!“ hatte der Pseudobaron gesagt. Was war es, wozu der sterbende Ulam Singh gebraucht wurde? Und wenn der alte Mann in der Villa die Rolle des Barons spielte — wo waren der wirkliche Baron und seine Tochter? Sind die beiden auf Reisen? Oder am Ende tot?

... Das sind Fragen, die beantwortet werden müssen!... sagte sich Dr. Kircheisen und zog, vor dem Spiegel stehend, entschlossen den Knoten seiner Krawatte zu ... Daneben gibt es allerdings noch andre dunkle Punkte, zu deren Aufhellung meine Vermutung, daß der ‚tolle Baron‘ und der gebrechliche alte Herr dort zwei verschiedene Personen sind, nicht hinreicht. Wie kommt die giftige Tik Paluga in die Villa? Wie ist es überhaupt gelungen, sie lebend nach Europa zu schaffen? Der Inder soll sie aus ihrer Heimat gebracht haben — aber er hat vor anderthalb Jahren Indien ver-

laſſen, und die Schlange iſt kaum drei Monate alt. Das iſt mehr, als ich begreifen kann. Und dann der zerſchlagene Spiegel. ‚Himmel, den hab' ich vergeſſen!' hatte der Baron geſchrien. Wahrhaftig, ich habe auch in der ganzen Wohnung keinen Spiegel bemerkt. Eine recht ſonderbare Schrulle, daß ſeine Tochter niemals ihr Spiegelbild ſehen darf!

Seine Tochter ... wie furchtbar, wenn auch ſie in dieſe dunkle Sache verwickelt wäre. Etwas Schlimmes iſt dort oben geſchehen, etwas Fürchterliches vielleicht ... die Unruhe des Pſeudobarons, die Verzweiflung des alten Dieners, die ganze düſtere und angſtvolle Stimmung in dem leeren Haus, läßt es befürchten. Wollte Gott, das Mädchen wüßte nichts davon, wäre unſchuldig an allem, was immer geſchehen ſein mag.

Dieſes junge Mädchen ... dachte Dr. Kircheiſen und ging ruhelos im Zimmer auf und ab. ... Um ihretwillen bin ich dem Zufall dankbar, der mich in das Haus des Barons geführt hat. Wer das gedacht hätte! Ich hab' mir doch die ganzen Jahre hindurch nichts aus Frauen gemacht. Hab' mich nicht um ſie gekümmert, hab' mich immer nur mit meinen Büchern beſchäftigt und mit meiner Arbeit. Nie hab' ich es bedauert, daß ich ſolch ein Eremitendaſein führe. Ich habe immer ſo eine Art innerer Überzeugung gehabt, daß nicht an mir, ſondern an den Frauen die Schuld gelegen iſt. O ... ich hab' mir vielleicht nicht die nötige Mühe gegeben, aber es war eben keine dieſe Mühe wert. Und mit einem Male iſt eine da, die genau ſo iſt, wie ich ſie immer gern gewollt hab'. Dieſe eine Frau, von der ich eigentlich mein ganzes Leben

hindurch geträumt hab', die ſehe ich jetzt wahrhaftig vor mir! Sie iſt kein Spiel meiner Phantaſie, nein! Sie hat Fleiſch und Blut und lebt auch nicht in einem fremden Erdteil — in meiner nächſten Nähe find' ich ſie, in derſelben Stadt, täglich, wenn ich will, in fünfundzwanzig Minuten für mich erreichbar! Welcher Zufall, daß ich ſie niemals vorher geſehen hab'. Wer weiß, wie oft wir beide um dieſelbe Stunde über den ‚Graben' gegangen, vor demſelben Schaufenſter ſtehen geblieben ſind oder wie oft wir am gleichen Vormittag in der Kriau gefrühſtückt haben. Und ich Pechvogel bin ſicher immer fünf Minuten zu früh dort geweſen, oder fünf Minuten zu ſpät.

Daß ſie ſchön iſt, das allein iſt es ja nicht, was mich ſo vernarrt in ſie gemacht hat. Nein: dieſer wunderbare Seelenzuſtand, den ich bisher noch bei keiner Frau getroffen hab'. Wie ſie durch den Garten hinter dem Reifen her geſprungen iſt... ganz Spitzbub, ganz Wildfang, ganz Tollkopf! Aber dann, auf der Terraſſe, da war ſie wieder die große Dame, ... jede ihrer Bewegungen voll Hoheit und Stolz. Wie anmutig ſie doch das Köpfchen ſenkte, als ihr Vater mich ihr vorſtellte. Die Dame von Welt ... und im nächſten Augenblick kniete ſie ſchon wieder auf der Erde und zerſchlug ihre Sparbüchſe, ſo reizend erregt und ſo neugierig erhitzt. Welch ein Wunder, dieſes Mädchen, das trotz aller Erziehung, trotz allen Erlebniſſen, trotz allen Wandlungen ihres Körpers die ſüße Kindhaftigkeit ihrer Seele nicht verloren hat.

... Ich habe mit meinen Freunden oft geſtritten. Ich hab' immer geſagt: die Frau, der meine Neigung gehören ſollte, die müßte beides

ſein: Kind und Weib. Aber ſie haben mich immer ausgelacht. ‚Das iſt unvereinbar,‘ haben ſie geſagt. ‚Das iſt ein Nacheinander, Kind und Weib, das gibt es nicht gleichzeitig.‘

Und nun hab' ich doch ein Weſen gefunden, das Kind und Weib zugleich iſt. Unter Hunderttauſenden vielleicht die einzige, und gerade mir iſt ſie begegnet. Ein Wunder, ein Märchen, ſo unglaubhaft, daß ich beinahe fürchte, es könnte mir zwiſchen den Fingern in nichts zerrinnen. Aber ich will es ſchon feſthalten!

Und Dr. Kircheiſen plättete mit einigen kräftigen Strichen die Krawatte und zerrte energiſch die Weſte nach unten. Seine Toilette war beendet.

... Allerdings: Vorſichtig heißt's ſein, ... überlegte er, während er in ſein Arbeitszimmer ging. ... Vor allem gilt es, zu erforſchen, wer eigentlich die beiden ſind: der alte Mann und das junge Mädchen, die ſich Baron und Baroneſſe Vogh nennen. Natürlich, ich werde nicht ſo plump ſein, den Mann zu fragen: ‚Wer ſind Sie eigentlich, mein Herr? Und wie kommen Sie dazu, die Rolle des Barons Vogh zu ſpielen?‘ ... O, nein. So ungeſchickt werde ich nicht ſein. Er darf nicht mißtrauiſch werden. Er darf nicht merken, daß ich ſein Spiel durchſchaue. Erſt wenn ich meiner Sache ſicher bin, erſt wenn ich ihn in irgendeiner Schlinge gefangen hab'. Beweiſe brauch' ich, bevor ich's ihm auf den Kopf zuſage.

Ob ich nicht Fritz mit mir hinaufnehmen ſollte? Aber da würde er ſich einfach wieder verleugnen laſſen, der Pſeudobaron. Außerdem hab' ich kein Recht, die Sache an die große Glocke zu hängen.

Vorläufig iſt es eine Angelegenheit zwiſchen uns beiden, zwiſchen mir und dem alten Mann.

Aber wie ſoll ich's denn anfangen, mir Gewißheit über die Perſonen zu verſchaffen, mit denen ich's dort oben zu tun hab' ... Wär' es nicht doch am beſten, gerade heraus zu fragen? ... Dr. Kircheiſen hatte ſich, während er all das überlegte, an ſeinen Schreibtiſch geſetzt und die Poſt zur Hand genommen. Ein paar Reklamen chemiſcher Fabriken, die neue Medikamente anprieſen. Zwei Hotelproſpekte. Eine Inſtallateurrechnung. Ein Sanatorium, das um gütige Überweiſung von Patienten erſucht. Ein paar mediziniſche Zeitſchriften: „Die Kliniſchen Wochenblätter," das „Archiv für Toxikologie," die „Pharmazeutiſche Rundſchau" und — ja, was war das? „Der Gletſcher." Zeitſchrift für Hochtouriſtik und Kletterſport. Wie mag ſich das Heft in meine Poſt verirrt haben? Dann ein Brief. Bekannte Schriftzüge, er iſt von Fritz. Herrgott, ich hab' ganz vergeſſen, ihn anzurufen! Was ſchreibt er?

Dr. Kircheiſen entfaltete den Brief und las.

„Lieber Franz!

Ich habe Dich geſtern abends vergeblich im Café erwartet. Verſuchte Dich zweimal anzurufen, konnte aber natürlich wieder keine Verbindung bekommen. Das Heft des ‚Gletſchers', das ich Dir mit gleicher Poſt unter Kreuzband zuſende, enthält etwas, was Dich jetzt ſicher intereſſieren wird: den Bericht über eine aufſehenerregende, ſportliche Leiſtung des ‚tollen Barons', den Du vermutlich jetzt in Behandlung haſt.

Bitte, benachrichtige mich umgehend, was ihm eigentlich zugeſtoßen iſt, und wie's ihm geht.

Servus! Viele Grüße

Dein Fritz."

Dr. Kircheiſen legte den Brief beiſeite und ſuchte unter den Poſtſtücken die Nummer des „Gletſcher" hervor. Raſch überflog er den Inhalt. ‚Neue Routen im Karwendelgebiet. Mit elf Autotypie-Vollbildern nach photographiſchen Originalaufnahmen und einer Karte.' Schön. Weiter. ‚Alpine Unterkunftsſtätten in der Sierra Nevada.' Weiter. ‚Das Führerweſen in den Dolomiten.' Dr. Kircheiſen blätterte ungeduldig um. Eine Notiz über die Bewirtſchaftung der Schutzhütte auf dem Pizzo Stella. Ein Nachruf für die Opfer des großen Lawinenunglücks auf dem Bruderkogel. Und da, endlich:

„Die Erſtbeſteigung der Cima Undici-Nordwand"
von Felix Freiherrn von Vogh.
(Vortrag gehalten am 2. September d. J. im wiſſenſchaftlichen Klub.)

Dr. Kircheiſen ließ das Heft ſinken ... Da hab' ich ja, was ich brauche ... dachte er ... Das Mittel, um den Pſeudobaron zu entlarven. Der wirkliche Baron Vogh hat den Berg erſtiegen ... wie heißt er doch gleich ... die Cima Undici. Er hat ſogar einen Vortrag darüber gehalten, ſomit muß er doch ſicherlich alle Details im Kopf haben. Wie wär's, wenn ich dem alten Herrn in der Villa ein wenig auf den Zahn fühlte? Ich bringe ihn zweifellos in die tödlichſte Verlegenheit. ‚So mein Herr!' kann ich dann einfach ſagen.

‚Die Cima Undici haben Sie nicht bestiegen. Also sagen Sie jetzt gefälligst, wer Sie eigentlich sind, da Sie doch auf keinen Fall der Baron Vogl sind.‘ ... Das werd' ich ihm ganz einfach sagen, und es gehört nichts weiter dazu, als daß ich mir jetzt einmal den Artikel durchlese, ein paar Details einpräge und dann das Gespräch darauf bringe. ... Also, schaun wir uns es gleich mal an ...

Dr. Kircheisen machte sich's in seinem Schreibfauteuil bequem, warf einen Blick auf die Uhr und begann dann zu lesen:

„Die Nordwand der Cima Undici ist vor meiner, am 24. Mai d. J. erfolgreich ausgeführten Ersteigung von niemand bezwungen worden. Nur von der Südwestseite her ist der Aufstieg, und zwar bis jetzt zweimal gelungen. Der schottische Ingenieur Mac Culloch, der hartnäckig die Nordwand zu erklettern versuchte, fand unterhalb des zweiten Kamines im August des Jahres 1891 den Tod. Seither hat nur noch Martin von Curtis den Versuch, der Cima Undici von Norden her beizukommen, gewagt. Dreihundert Meter hinter dem Einstieg sah er sich genötigt, die Begehung abzubrechen.

Am 24. Mai um 3 Uhr morgens brach ich mit dem Führer Jakob Schwarzinger aus Heiligenblut, der bei den meisten meiner kleineren und größeren Klettereien mein Begleiter gewesen ist, aus dem Dörfchen Salo auf. Nach mehrstündiger Wanderung gelangten wir zu jener, auch in den Berichten Martin von Curtis erwähnten geräumigen Höhle, die im Volksmund die ‚Osteria‘ genannt wird. Knapp oberhalb dieser Höhle beginnt der Einstieg, eine nach vorn

geneigte, etwas abstehende Felsplatte, die nach oben eine Art Rampe bildet. Auf den ersten Blick schien er ein wenig mühevoll, den geübten Kletterern aber stellt er keine unlösbare Aufgabe. Wir hatten mit den Händen in den abstehenden Spalt zu greifen, die Füße aber an der jenseitigen, schrägablaufenden Fläche der Grottenwand festzustemmen, bis der Körper in fast horizontale Lage geriet. War man so weit, so hieß es, mit dem linken Fuß blitzschnell einen sicheren Halt diesseits zu finden, um dann im Sichaufrichten mit der rechten Hand einen festen Griff an der Rampe zu erhaschen."

Dr. Kircheisen ließ das Heft sinken und schüttelte den Kopf. ... Guter Gott! Und das macht den Leuten Vergnügen! Mit dem linken Fuß blitzschnell ... Na, ich danke schön! Aber lesen wir weiter ...

„Von hier ging es in halbstündiger leichter Kletterei bis zu einem plötzlich aufragenden Pfeiler und ein paar Schritte abwärts zu einer nischenartigen Wölbung. Jetzt galt es eine ziemlich heikle Stelle rasch zu erledigen. Auf einem ganz schmalen Bande tasteten wir uns nach außen zu einer vorspringenden Rippe, über deren Schneide wir bei stärkster Exposition hinübersetzten.

Nun standen wir vor dem ersten Kamin. Ein Blick auf den Himmel ließ erkennen, daß die Stunde ziemlich vorgeschritten war. Es mochte gegen $^1/_2 8$ Uhr morgens sein. Das Firmament war ziemlich bewölkt und wir hatten den Vorteil einer leichten, erfrischenden Brise. Der erste Kamin erwies sich als glattwandig, war aber

ohne ſonderliche Mühe zu paſſieren. Den zweiten vermochten wir über eine kleine Gratrippe mit anſchließendem Bande zu umgehen. Der Eingang des dritten Kamines war durch einen gewaltigen Steinblock verbarrikadiert. Nachdem wir uns durch eingehende Unterſuchung die Gewißheit verſchafft hatten, daß das Paſſieren dieſes Kamins unerläßlich und nicht zu umgehen war, gelang es uns nach vielen Mühen den Steinklotz ſo weit ſeitwärts zu ſchieben, daß der Kamin eine ſchmale Eingangsöffnung erhielt. Nun hieß es ſich durchzwängen. Auf ein paar plattigen Stufen balanzierten wir hinauf, kletterten in einer ungefähr ſieben Meter hohen Runſe ſchwierig und luftig empor und erreichten jenen kanzelartigen Stand, bis zu welchem Herr von Curtis ſeinerzeit gelangt war. Bis hierher reichen auch die Aufzeichnungen, welche Herr von Curtis mir zu überlaſſen die Güte hatte, wofür ihm bei dieſer Gelegenheit neuerlich mein Dank ausgeſprochen ſei."

... Schwierig und luftig empor! ... wiederholte Dr. Kircheiſen voll Schauder. ... Man bekommt ordentlich Kopfſchmerzen, wenn man das auch nur lieſt. Was werden denn noch weiter für halsbrecheriſche Kunſtſtücke kommen? Die Haare ſtehen einem zu Berge! ...

„Jetzt ein paar böſe Tritte und wir hatten uns über Geröll zur Begrenzungswand hinüberzuſchieben, um durch eine etwas brüchige Rinne den Sattel zu erreichen. Dann ging's ein leicht paſſierbares Schuttfeld hinauf. Oben angelangt ſtanden wir vor der ſchwierigſten Stelle des ganzen Aufſtiegs.

Es war ein schmales Band, das an der stark hinausdrängenden Wand bei furchtbarer Exposition über einen nur angelehnten losen Block, der unaufhörlich schwankte, bis zu einem Riß führte, dessen Überwindung sich als außerordentlich gefährlich erwies — denn wir konnten nur den rechten Arm und das rechte Bein benützen, während die linken Gliedmaßen vergeblich bemüht waren, an der glatten Wand einen Stützpunkt zu finden. Es scheint die Stelle zu sein, an der Mac Culloch den Tod gefunden hat, denn einige Meter unterhalb sahen wir mit Rost überzogene Metallstücke, anscheinend Reste seines Eispickels, im Gestein liegen.

Als wir diese gefährliche Strecke hinter uns hatten, durften wir eine Weile rasten. Es mochte gegen $^1/_2$10 Uhr sein ... Ein Rauschen schlug an unser Ohr, nicht weit von uns stürzte ein Gletscherbach nieder. Hundert Schritte von unserem Standort begann das erste Schneefeld. Mein Begleiter meinte, daß wir nunmehr das Schwerste überstanden hätten. So sehr ich gewohnt war, ihm zu vertrauen, glaubte ich dennoch, seine Prophezeiung diesmal nicht all zu ernst nehmen zu dürfen. Es sollte sich bald zeigen, wie wohlbegründet meine Skepsis war.

Hinter dem Schneefeld lag eine Geröllschicht, die von einem etwas überhängenden Kamine abgeschlossen wurde. Wir kletterten, das Gesicht nach außen, mühevoll und recht exponiert empor und landeten auf einem schmalen, völlig vereisten Grat. Hier war es, wo beinahe das Unglück geschehen wäre.

Jakob Schwarzinger ging voran, ich etwa

zehn Schritte hinter ihm. Rechts fiel die Wand gut zwölfhundert Meter tief ab. Ich ſtand, gegen einen Felsblock gelehnt, ließ das Seil durch die Finger gleiten und ſah voll Spannung Schwarzingers prachtvoller Arbeit im Felſen zu, da hörte ich plötzlich ein leiſes Knacken, das charakteriſtiſche Geräuſch bröckelnden Geſteins. Und richtig! Unter Schwarzingers rechtem Fuß löſt ſich der Stein und bricht nach der rechten Seite hin ab. Der Fuß, der das volle Körpergewicht zu tragen hatte, bricht nach. Ich packe das Seil, überlege, ob ich mich links um den Block werfen ſoll — da ſitzt auch ſchon der Schwarzinger, mein braver, nie aus der Faſſung zu bringender Schwarzinger, rittlings auf dem Grat und dreht ſich, wahrhaftigen Gotts, lachend nach mir um. Dann kriecht er gemächlich wieder auf die Kante zurück."

„... Bei Gott, jetzt hab' ich genug. Ich leſ' nicht mehr weiter ..." ſagte Dr. Kircheiſen entſchloſſen und legte das Heft aus der Hand. „... Das nimmt einen ja beim Leſen ſtärker her, als wenn man's ſelbſt mitmachen müßt'. Solche Tollheiten! Solch ein Übermut! Die Leute verdienen es wahrhaftig, wenn ſie den Hals brechen ..."

... Den Pſeudobaron dort in der Villa zu überführen, iſt aber jetzt eine Kleinigkeit. Ich brauch' ja nur das Geſpräch auf den Berg zu bringen. Solche Dinge merkt man ſich, die vergißt man ſein Leben lang nicht wieder. Ich werde ein paar von den fürchterlichen Situationen einfach auswendig lernen. Vor allem aber den Namen des Führers. Wie heißt er nur gleich? Aha, da ſteht's ja: Jakob Schwarzinger aus Heiligenblut.

Und jetzt raſch ein paar andere Stellen memorieren, da den Paſſus hinter dem dritten Kamin zum Beiſpiel... wenn mir nur dabei nicht ſelbſt ſchwindlig wird auf der Treppe!...

Und Dr. Kircheiſen griff nach Hut, Mantel und Stock und ging die Treppe hinab und über die Straße, indem er unaufhörlich vor ſich hinmurmelte:

„... in einer ſieben Meter hohen Runſe ſchwierig und luftig empor und gelangten... Jakob Schwarzinger aus Heiligenblut! Jakob Schwarzinger aus Heiligenblut!..."

— einer Stiege

Fadendünn fiel der Regen nieder, als Dr. Kircheiſen vor der Villa aus dem Auto ſtieg. Man ſpürte ihn kaum, merkte ihn erſt, wenn man die kleinen Lachen auf dem Pflaſter betrachtete, die infolge der Regentropfen in fortwährender Bewegung waren. Dr. Kircheiſen hüllte ſich feſter in ſeinen Gummimantel und öffnete die Gartentür mit einem vagen und dennoch beklemmenden Vorgefühl irgend einer neuen, beunruhigenden Überraſchung, die ihn in dieſem Hauſe erwartete.

Dieſe Empfindung verlor ſich ſogleich, als er in die Halle trat. Die erſte Perſon, der er begegnete, war die junge Dame, die er bis zu ſeinem Geſpräch mit der Schauſpielerin für die Baroneſſe Vogh gehalten hatte. Sie ſtand mit einer Springſchnur in der Mitte der Halle und ſchien höchſt ſachlich und mit einem gewiſſen Ehrgeiz eine Serie gleichmäßiger Sprungübungen zu abſolvieren. Das Erſcheinen des Arztes war ihr durchaus kein genügender Anlaß, dieſe Übungen einzuſtellen. In einer Ecke des Raumes machte ſich ein Stubenmädchen mit einem Staubbeſen zu ſchaffen. Der Baron ſchien neues Dienſtperſonal aufgenommen zu haben.

„Sie üben da einen geſunden und nützlichen Sport aus, Baroneſſe!“ begann der Arzt die Konverſation.

„Hundertdreiundvierzig, vierundvierzig, fünfund-

vierzig." Das war alles, was das junge Mädchen erwiderte.

„Es erhält den Körper elastisch und geschmeidig," fuhr Dr. Kircheisen unbeirrt fort.

„Achtundvierzig, neunundvierzig, hundertfünfzig!" Sie warf die Springschnur hin und wandte sich nach dem Arzt um. „Es ist sehr schwer, bis hundertundfünfzig zu kommen, ohne zu stolpern."

„Ich hatte schon heute morgens Gelegenheit, ihre Leistungen auf dem Gebiete des Turnsports zu bewundern," sagte der Arzt bestrebt, die glücklich begonnene Konversation in Fluß zu erhalten.

„So? Wo denn?" Sie gähnte ein wenig und gab sich überhaupt nur geringe Mühe, zu verbergen, wie sehr sie das Gespräch langweilte.

Dr. Kircheisen wurde befangen ... Ja, wenn man das wüßte, wie man eine junge Dame der Gesellschaft unterhält ... „Sie sind so fabelhaft geschickt aus dem Fenster geklettert, Baronesse!" sagte er endlich und hatte sogleich das Gefühl, taktlos gewesen zu sein. Begeht eine Dame schon solche Jungenstreiche, so darf man doch nicht darüber reden. ... Jetzt hab' ich sie wahrscheinlich in große Verlegenheit gebracht. ...

„Haben Sie mich gesehn?" fragte das junge Mädchen. „Ich hab' sie auch gesehn." Sie sprach ganz unbefangen und zeigte keinerlei Verlegenheit. ... Das war wieder die Sicherheit der großen Dame! ... stellte der Arzt voll Bewunderung fest.

„Sie sind mit der Mama im Wagen gesessen," setzte die Baronesse nach einer Weile hinzu.

„Mit wem bin ich im Wagen gesessen?" fragte Dr. Kircheisen.

„Mit der Mama! Mit der Melittä."

... O weh! dachte der Arzt ... Auch ſie ſpielt Komödie! Sie gibt ſich alſo wirklich für die Baroneſſe aus. So einfach iſt ſie, ſo natürlich, aber lügen kann ſie doch. Lügen hat ſie dennoch gelernt. Wie ſchade! ...

„Iſt denn Fräulein Ziegler Ihre Mutter?" forſchte er.

„Alſo, das iſt ſo," erklärte ſie. „Sie heiratet ja in ein paar Wochen meinen Papa, und da kann ich ſie doch ſchon heute Mama nennen."

... Auch ſie will mich täuſchen. Auch ſie will mich in dieſes Netz von Lügen verſtricken. Sie iſt mit im Komplott! ... Alles das iſt Komödienſpiel: ihre Natürlichkeit, ihre Einfachheit! Und ich hab' das nicht gleich durchſchaut! ... ſagte ſich Dr. Kircheiſen vorwurfsvoll.

„Sie hat mich heute geſchnitten, die Mama. Sie iſt fortgefahren und hat mich gar nicht angeſchaut," ſagte das junge Mädchen nachdenklich.

... Aha, die kleine Komödiantin ahnt mein Mißtrauen. Sie verſucht es, mir irgendeine Erklärung dafür zu geben, daß ihre angebliche Mutter ſie überhaupt nicht beachtet hat ... dachte der Arzt.

„Ich weiß, warum ſie böſe auf mich iſt. Sie ärgert ſich über die Bürſte."

„Worüber?" fragte der Arzt.

„Über die Bürſte! Ich hab' ihr eine Bürſte ins Bett geſteckt, als ich unlängſt mit dem Papa bei ihr war."

Dr. Kircheiſen horchte auf ... Wie war denn das möglich, wie konnte ſie von dieſem kleinen Vorfall wiſſen, der ſich tatſächlich zwiſchen Mutter und Tochter in der Wohnung der Schauſpielerin

abgeſpielt hatte. Melitta Ziegler hatte ja ſelbſt davon geſprochen. Ja, tat er dem Mädchen am Ende unrecht, war ſie nicht vielleicht doch die Baroneſſe Vogh? ... Dr. Kircheiſen wollte Gewißheit haben.

„Wann waren Sie denn bei Fräulein Ziegler?“ fragte er.

„Warten Sie ein bißchen! Wann war denn das nur? Heut iſt Freitag! Mittwoch ... Dienstag ... Dienstag waren wir oben, Papa und ich!“

Dienstag, das ſtimmte wahrhaftig. Dr. Kircheiſens Kartenhaus ſtürzte zuſammen. Ja, um Himmelswillen, dann hatte ihn ja alſo die Schauſpielerin belogen. Sie hatte ihre künftige Stieftochter verleugnet! Welchen Zweck verfolgte ſie damit? ...

„Iſt das auch alles wahr, was Sie mir erzählt haben, Baroneſſe?“

„Ja, warum ſoll's denn nicht wahr ſein? Ich hab' ihr wirklich die Bürſte ins Bett gelegt, da iſt doch nichts dabei, das tu ich oft. Sie wird ſchon wieder gut werden.“ Die Baroneſſe nahm ihre Springſchnur und ging in den Garten. Es hatte zu regnen aufgehört.

„Bleiben Sie doch noch, Baroneſſe! Hab' ich Sie beleidigt?“ rief der Arzt ihr nach. Aber ſie lief ſchon über den Kiesweg und hörte nicht mehr auf ihn. ... Jetzt hab' ich ſie ernſtlich beleidigt ... dachte der Arzt beſtürzt ... Sicher war etwas in dem Ton meiner Worte, was ſie als Reſpektloſigkeit oder als Mangel an Ehrerbietigkeit empfunden hat. Sie iſt ohne Gruß fortgegangen! Wie konnt' ich denn nur ſo ungeſchickt ſein, wie konnt' ich denn nur ſo ungeſchickt ſein!

„Doktor, daß ich Sie endlich finde! Ich habe

Sie ſchon in Ihrer Wohnung angerufen, aber es hieß, Sie ſeien auf dem Wege hierher."

„Iſt etwas vorgefallen, Herr Baron?" fragte Dr. Kircheiſen und ſchritt auf den alten Herrn zu, der in ziemlicher Erregung in die Halle getreten war.

„Denken Sie nur! Ulam Singh iſt aufgewacht! Doktor, das iſt doch ein gutes Zeichen, nicht wahr?"

„Jedenfalls . . ."

„Er ſpricht, Doktor! Er hat mit mir geſprochen."

„Ich werde mir den Patienten gleich anſehen."

Der Zuſtand des Inders hatte ſich tatſächlich verändert. Noch immer lag er ausgeſtreckt auf dem Bett. Aber die Muskeln ſeines Geſichts befanden ſich in heftiger Bewegung, die Falten ſtrafften ſich in unaufhörlichen Krämpfen. Kleine Schweißperlen ſaßen auf ſeiner Stirn. Er ſtieß Worte und Schreie aus in einem unverſtändlichen Idiom, ſeine Stimme klang heiſer, manchmal ſchlug der Ton in den Diskant hinauf. Sein langer, ſchwarzer Bart lag wie eine Peitſchenſchnur auf der Bettdecke.

Es war ein ſchauerlicher Anblick, dieſer exotiſche Fremdling, der ſich ſo wild um ſein Leben wehrte.

Dr. Kircheiſen dachte in dieſem Augenblick nicht mehr an das kränkende Verhalten der Baroneſſe, das ihn vorher ſo beunruhigt hatte. Er war in dieſem Augenblick wieder ganz Arzt, nichts als Arzt und hatte keinen anderen Gedanken als die Sorge um ſeinen Patienten.

„Verſtehen Sie ihn?" fragte er den Baron.

„Zum Teil. Er ſpricht wieder in ſeiner Mutterſprache. Maharattiſch."

„Was will er?"

Der Baron horchte eine kurze Weile auf die Fieberſchreie des Kranken.

„Aha!" ſagte er dann. „Wieder die alte Geſchichte. Er beteuert, daß er unſchuldig ſei. Nicht er, ſondern ein gewiſſer Nahib Ram hätte in jener Nacht die Wache gehabt."

„Was bedeutet das?" fragte der Arzt.

„Hab' ich Ihnen noch nichts davon erzählt? Ulam Singh war einmal Diener des Pravatitempels in Agra. Aber er hat ſeine Kaſte verloren, weil in jenem Tempel ein ſchweres Sakrileg begangen worden iſt. Darum iſt er auch mit mir nach Europa gekommen; in Agra war er ſeines Lebens nicht mehr ſicher. Er hat ſchon lange nicht mehr davon geſprochen. Jetzt, in ſeinen Fieberträumen kommt die alte Geſchichte wieder zum Vorſchein."

„Haben Sie Eis im Hauſe?"

„Natürlich," ſagte der Baron und drückte den Klingeltaſter.

Der Arzt hatte, während der Baron dem Diener ſeine Weiſungen gab, ein Tuch hervorgezogen und dem Kranken die Schweißtropfen von der Stirn gewiſcht.

In dieſem Augenblick richtete ſich der Inder in ſeinem Bette auf. Mit weit aufgeriſſenen Augen ſtarrte er den Baron an.

„Hemp!" ſtieß er mit heiſerer Stimme hervor.

Die Wirkung, die dieſes Wort auf den Baron ausübte, war eine außerordentliche. Er ſprang mit einem Ruck aus ſeinem Lehnſtuhl auf, ergriff die Hand des Kranken und legte ſein Ohr an des Inders Mund.

„Ja, Ulam Singh! Sofort ſollſt du Hanf haben, ſofort!"

„Was will er?" fragte der Arzt.

„Hanf."

„Er phantaſiert, Delirium! Achten Sie nicht darauf."

„Nein!" rief der Baron in wachſender Erregung. „Er weiß ſehr gut, was er will. Doktor, er weiß, was er will. Er ſpricht ganz vernünftig."

„Sehen Sie doch! Was ſoll das wieder bedeuten?"

Der Inder hatte mit einer plötzlichen Bewegung dem Arzte das Tuch aus der Hand geriſſen, mit dem ihm dieſer den Schweiß von der Stirne gewiſcht hatte. Mit Entſetzen ſah der Arzt, wie der Kranke ſeine Beute in den Mund ſtopfte und voll Gier bemüht war, den Fetzen Leinwand raſch hinunterzuwürgen.

„Achtung!" ſchrie Dr. Kircheiſen. „Helfen Sie mir, raſch, ſonſt ſchlingt er es hinunter!"

„Laſſen Sie ihn nur! Laſſen Sie ihn, Doktor!"

Mit Mühe und unter Aufbietung aller ſeiner Kräfte gelang es dem Arzt, dem ſich heftig wehrenden Inder das Tuch aus den Zähnen zu reißen.

„Lieber Gott, warum haben Sie ihn denn nicht in Ruhe gelaſſen!" jammerte der Baron.

„Meinen Sie noch immer, daß der Kranke bei Sinnen iſt? Er deliriert, er weiß nicht, was er tut," keuchte der Arzt ganz außer Atem, denn er hatte einen förmlichen Ringkampf mit dem Kranken zu beſtehen gehabt.

„Er wußte, was er tat. Sie hätten ihm ſeinen Willen laſſen ſollen!" rief der Baron zornig. Dann beugte er ſich über den Kranken, der jetzt völlig erſchöpft und teilnahmslos dalag.

„Ulam Singh!“ rief er. „Ulam Singh! Er hört mich nicht! Er verſteht mich nicht!“

„Er hat Sie auch vorhin nicht verſtanden und nicht einmal gehört. Es war das Fieber-Delirium.“

„Nein! Er war vollkommen bei Vernunft! Er hat ja ſofort nach Hanf verlangt, ſowie er mich erkannte. Er hat ganz deutlich: ‚Hemp‘ gerufen.“

„Nun, und? Was wollen Sie damit beweiſen?“ fragte der Arzt.

„Nichts!“ ſagte der Baron plötzlich ganz leiſe und ſenkte den Kopf zu Boden. „Sie haben recht, er hat im Fieber geſprochen.“

„Nun, ein Eisumſchlag und eine neuerliche Antitoxin-Injektion, das wird das Fieber am beſten bekämpfen. Übrigens: Der Kranke iſt erſtaunlich bei Kräften; förmlich ringen hab' ich mit ihm müſſen.“

„Sie hätten ihm ſeinen Willen laſſen ſollen,“ ſagte der Baron nachdenklich.

„Ich hätte ihn das Tuch verſchlingen laſſen ſollen? Er wäre erſtickt!“

„O nein! Er hätte das Tuch ſogleich ſelbſt wieder hervorgezogen. Er wollte die Reinigung ſeines Körperinnern erreichen. Sie kennen wahrſcheinlich die Riten der indiſchen Saddhus nicht. Es heißt, daß das Reinigen des Körperinnern mittels eines Leinwandſtreifens zu einer höheren Stufe ſeeliſcher Vervollkommnung führt.“

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Baron. Sprechen Sie jetzt von den Hirngeſpinſten und Träumen der indiſchen Myſtik?“

„Wollte Gott, es wäre ein Traum und es gäbe ein Erwachen,“ ſagte der Baron ganz leiſe und halb für ſich und ſah dem Arzt zu, der jetzt mit

geſchickten Händen dem Kranken den Eisumſchlag um die Stirne legte.

„So, nun wären wir fertig für den Augenblick," ſagte der Arzt.

„Es geht ihm heute beſſer, Doktor, nicht wahr, es geht ihm viel beſſer — glauben Sie nicht?" fragte der Baron.

„Anſcheinend," ſagte der Arzt kurz. Er ſah keinen Grund, den alten Mann durch die Eröffnung zu beunruhigen, daß ihm das Delirium das letzte Stadium des Todeskampfes einzuleiten ſchien. Das Leben Ulam Singhs zählte nur noch nach Stunden.

Der Baron war ſofort wieder in guter Laune.

„Sie machen mir doch das Vergnügen, mit mir zu ſpeiſen. Nur wir beide, ganz allein . . ."

„Und die Baroneſſe?" fragte Dr. Kircheiſen.

„Meine Tochter hat ſchon mit ihrer neuen Geſellſchafterin zu Mittag gegeſſen," antwortete der Baron. „Ich muß Sie ferner um weitgehende Nachſicht bitten. Ich kann für die neue Köchin keine Verantwortung übernehmen, ſie iſt erſt drei Stunden im Haus. Nein, nicht hinunter. Wir werden oben im erſten Stock ſpeiſen, auf der Terraſſe kann man ja bei dieſem Wetter nicht ſitzen."

Der Baron trat höflich zur Seite, um den Arzt vorangehen zu laſſen. . . . Jetzt iſt der Augenblick gekommen . . . dachte Dr. Kircheiſen. . . . Jetzt werd' ich ihm die Falle ſtellen.

„Wenn ich nicht irre, haben Sie als erſter die Cima Undici in der Brentagruppe beſtiegen, Herr Baron?"

Der alte Herr blieb augenblicklich ſtehen und blickte überraſcht den Arzt an. „Sie wiſſen davon?

Intereſſieren Sie ſich am Ende auch — ſind Sie gar ſelber Hochtouriſt?"

„Ein wenig. Nur ein Outſider gewiſſermaßen," ſagte der Arzt.

Der Baron ergriff in freudiger Erregung Dr. Kircheiſens Hand und ſchüttelte ſie. „Auch Alpiniſt? Aber das iſt ja herrlich! Und das ſagen Sie mir erſt jetzt?"

„Wann war das eigentlich, daß Sie die Cima Undici erſtiegen haben?" unterbrach ihn der Arzt kühl.

„Das kann ich Ihnen ganz genau ſagen, es war in dieſem Frühjahr, am 24. Mai."

Der Arzt lächelte ... In dieſem Frühjahr! Daß der alte Herr ſich der Ungereimtheit dieſer Behauptung ſo gar nicht bewußt wird! Aber, wie merkwürdig ... Das Datum ſtimmte. „Am 24. Mai um drei Uhr morgens" ... ſo ſtand es ja in der Nummer des „Gletſcher" gedruckt.

„Und von wo aus ſind Sie den Aufſtieg angegangen? Ich meine, wo war Ihr Standquartier."

„In Salo, natürlich," antwortete der Baron, ohne einen Augenblick zu zögern. „Kennen Sie dieſes italieniſche Neſt?"

... Auch das ſtimmt ... dachte der Arzt verwundert. ... Nun, ſehen wir weiter ...

„Sie hatten einen ausgezeichneten Führer mit, wie man mir erzählt hat. Den ... den ... — wie heißt er doch nur? ..."

„Den Jakob Schwarzinger! Der geht immer mit mir. Kennen Sie ihn am Ende auch? Sind Sie vielleicht auch ſchon mit dem Schwarzinger gegangen? Wahrſcheinlich im Glocknergebiet, nicht wahr? Das iſt ja ſeine Spezialität, er iſt nämlich in Heiligenblut zu Haus."

. . . Alſo, das iſt doch zum Staunen! Alles ſtimmt. Es iſt ihm nicht beizukommen. Hab' ich unrecht mit meinem Verdacht? Sollte der alte Mann tatſächlich der echte und wirkliche Baron Vogh ſein? Ja, dann war die Sache doch noch weit unbegreiflicher! . . . Dr. Kircheiſen war ſehr unſicher geworden.

„Ja, er iſt ein außerordentlich verläßlicher Führer, der Schwarzinger," ſetzte er ſein Verhör fort. „Das hat ſich ja auch damals auf der Cima Undici gezeigt, bei dem Gratübergang, als ſich der Stein loslöſte."

Sie ſtiegen langſam im Geſpräch die Treppe empor, die in den erſten Stock führte.

„Wie gut ſie informiert ſind!" rief der Baron in freudigem Erſtaunen. „Ich weiß ſchon, ſicher waren Sie bei dem Vortrag, den ich im Juni im Touringklub gehalten habe."

„Erraten!" log Dr. Kircheiſen. Aber ſeine Stimme klang ganz verzagt. . . . Er iſt wahrhaftig der, für den er ſich ausgibt. Ich war auf einem Irrweg. Aber wie, zum Teufel, ſoll ich mir dann ſein Verhalten ſeiner Braut gegenüber erklären! Noch einen letzten Verſuch! . . .

„Haben Sie nicht auch Spuren Ihres verunglückten Vorgängers gefunden?" fragte er.

„Natürlich, ich habe das ja auch erwähnt in meinem Vortrag. Hundert Schritt vor dem erſten Schneefeld unterhalb des Riſſes liegt noch heute Mac Cullochs Eispickel im Geröll."

. . . Jetzt gibt es keine Zweifel mehr. Er iſt wirklich und wahrhaftig der „tolle Baron"! Ein Glück, daß ich nichts hab' merken laſſen von meinem dummen Verdacht . . . Da hätt' ich mich gehörig lächerlich gemacht.

„Sie kannten wohl Mac Culloch nicht?“ fragte der Baron, indem er zwei Stufen auf einmal nahm. „Ich hab' ihn gut gekannt. Er war ein verſchloſſener Menſch, der nur ſelten und auch dann nur wenig ſprach; aber immer hatte er einen höhniſchen Zug um den Mund. Ich bin zweimal mit ihm geklettert, vor Jahren. Die Vajolett-Türme hab' ich mit ihm gemacht und dann die Biſchofsmütze: Die war meine erſte Klettertour. Ich war ein Anfänger, damals. Ich glaube, daß ich mich gut gehalten habe, aber er hatte kein Wort der Anerkennung für mich, nur immer den überlegenen, mokanten Zug um den Mund.“

Der Baron ſtieg raſch und voll Eifer die Treppe empor. „Sehen Sie, drum hat es mich immer gelockt und getrieben, die Cima Undici — Nordwand zu erklettern, an der der große Mac Culloch geſcheitert iſt. Und ich hab' ſie erſtiegen! Ich hab' mir ſelbſt bewieſen, daß jenes impertinente Lächeln Mac Cullochs eine Lüge war, an die er ſelbſt niemals geglaubt hat.“

Der Baron ſchöpfte tief Atem, nahm wieder ein paar Stufen und fuhr fort:

„Sehn Sie, Doktor, da war eine Stelle auf der Cima Undici hart unterhalb des Gipfels, die war noch ſchwerer als der Riß, an dem Mac Culloch verunglückt iſt. Eine glatte, ſteile Wand, faſt ohne Griffe. Wir machten das ſo: Der Schwarzinger ſtieg mir auf die Schultern und ich richtete mich langſam auf. Dann mußte ich mit dieſer Laſt auf dem Rücken drei Schritte weit die Wand traverſieren, bis der Schwarzinger den einen Griff erhaſchen konnte, den die Wand bot.“

Der Baron drehte ſich nach dem Arzt um und

demonstrierte ihm jenen Griff, wobei er zur Verdeutlichung der Situation das Treppengeländer zu Hilfe nahm.

„Aber der Schwarzinger konnte den Griff nicht finden," setzte er im raschen Weitergehen fort. „Und ich hatte keinen Halt, ich fühlte, daß wir beide, der Schwarzinger und ich, im nächsten Augenblick zerschmettert in der Tiefe liegen müßten, wenn ich die Last nicht los würde. Mein Fuß begann abzugleiten und oben brüllte der Schwarzinger: ‚Aushalten! Um Gottes willen, aushalten!' So hatte ich ihn noch nie rufen gehört."

Der Baron holte tief Atem, zitternd vor Erregung.

„Und ich hielt aus, bis der Schwarzinger seinen Griff hatte. Ich weiß heut' noch nicht, wie ich's gemacht hab'. Nicht Hände und Füße allein, nein, Knie, Schulter, Brust, alles griff zu, saugte sich an der Felswand fest. Als wir oben waren, sagte der Schwarzinger: ‚Mit keinem geh ich nochmals da herauf, und wenn er mir zweitausend Gulden bar auf den Tisch legt. Aber mit Ihnen, Herr Baron, noch zwanzigmal.' Da hat sich's nicht mehr um Geschicklichkeit gehandelt, Doktor, nicht um Mut, nicht um Ausdauer. Nein, nur um Kraft, um ganz gemeine, rohe, körperliche Kraft!"

Dr. Kircheisen schloß die Augen. In Gedanken versuchte er sich die schauerliche Situation auszumalen. Er sah die gewaltigen Felswände und die schwindelerregenden Tiefen, er hörte den Gletscherbach brausen und fühlte den kalten Hauch des Windes, der vom ewigen Eise herkam, und inmitten dieser Welt des Grauens sah er den Baron, wie er mit seiner Last auf den Schultern furchtlos

Schritt für Schritt die glatte Wand traverſierte, den gähnenden Abgrund zu ſeinen Füßen.

Dr. Kircheiſens Mißtrauen war längſt gewichen. Nichts als ſchrankenloſe Bewunderung erfüllte ihn vor dem Manne, der unter ſolchen Gefahren mit ſolch übermenſchlicher Kraft — — —

Plötzlich fühlte er einen leichten Stoß. Der „tolle Baron", der die Nordwand der Cima Undici bezwungen hatte, war ihm mitten auf der Treppe in die Arme geſunken; hilflos, zitternd, nach Atem ringend lag er da und ſtieß mit einem müden und traurigen Lächeln hervor:

„Doktor ... ich kann nicht weiter, ... Sie müſſen mir ... da hinauf helfen, ... die vielen Stufen! ... ich hab' mir ... zuviel zugemutet, ... die Stiege iſt ... zu ſteil ..."

Die Wachteln von Allahabad

Dr. Kircheiſen hatte das Mittageſſen allein nehmen müſſen. Den Baron hatte er nach jenem Schwächeanfall auf der Treppe in ſein Arbeitszimmer gebracht; dort lag der alte Herr jetzt auf das Sofa gebettet und ſchlief. —

Dr. Kircheiſen ſchob den Obſtteller von ſich, zündete ſich eine Zigarre an und wandte ſich an den Kammerdiener Philipp, der ihn während des Eſſens bedient hatte.

„Alſo Sie bleiben dabei?" fragte er. „Sie können ſich wirklich nicht erinnern, daß ſich der Baron ſchon früher über allerlei beklagt hat? Über Schmerzen im Hinterkopf beiſpielsweiſe, über Schwindelanfälle, über Zittern in den Händen?"

„Davon hat der Herr Baron ganz beſtimmt niemals geſprochen!" ſagte der Diener.

„Das Leiden, das ich bei Ihrem Herrn feſtgeſtellt habe, iſt nämlich nicht von heute oder geſtern. Es iſt eine ſehr ernſte Sache, mit der nicht zu ſpaßen iſt. Sie haben ſicher ſchon einmal den Ausdruck: Arterienverkalkung gehört?"

„Jeſus Maria!" ſchrie der alte Diener auf.

„Das, was ihm vorhin auf der Treppe geſchehen iſt, das war nicht die Folge einer Ermüdung, wie Sie meinen. Das war ein leichter Schlaganfall, nichts mehr und nichts weniger. Wir müſſen das Kind beim rechten Namen nennen."

„Jesus Maria Josef!“ stammelte Philipp entsetzt.

„Nun denken Sie doch nochmals nach! Haben Sie niemals Klagen über Unwohlsein von Ihrem Herrn gehört?“

Der Diener schüttelte den Kopf. „Er ist immer ganz gesund gewesen. Vor vier oder fünf Tagen hat er einen Furunkel am Halse gehabt, den hat ihm der Hausarzt geschnitten. Herr Doktor haben vielleicht den Verband gesehen. Das ist aber auch alles. Sonst hat dem Herrn Baron niemals etwas gefehlt.“

„Hören Sie einmal!“ sagte Dr. Kircheisen. „Diese Krankheit geht methodisch vor, ich möchte sagen: haushälterisch. Sie schießt nicht gleich mit schwerem Geschütz. Sie macht sich zuerst durch kleine Symptome bemerkbar: durch Kopfschmerzen, durch Zittern in den Händen und allerlei andere kleine Beschwerden. Dann erst kommen ernstere Anzeichen. Da ist eine bestimmte Reihenfolge gewissermaßen. Wenn Sie des Morgens aufstehen, ziehen Sie zuerst die Weste an, dann den Rock — Sie verstehen, was ich meine!“

„Ich verstehe den Herrn Doktor schon. Aber die Krankheit ist über Nacht gekommen!“

„Das ist ausgeschlossen. Ich werde mich mit dem Hausarzt des Herrn Baron in Verbindung setzen.“

„Ja, das wäre das beste; vielleicht finden die beiden Herren gemeinsam etwas, um dem Gärtner zu helfen.“

„Aber ich spreche doch von Ihrem Herrn! Von Ulam Singh war ja nicht die Rede! Dem ist nicht zu helfen, der wird den morgigen Tag nicht überleben.“

„Verſuchen Sie's doch, Herr Doktor! Verſuchen Sie's doch! Vielleicht finden Sie doch ein Mittel," jammerte der alte Diener.

„Es handelt ſich mir jetzt in erſter Linie um Ihren Herrn. Sie ſcheinen ſich des Ernſtes der Sache noch immer ebenſowenig bewußt zu ſein, wie der Baron ſelbſt, ſonſt würden Sie ſich nicht immer mit dem Gärtner beſchäftigen, der mit der Krankheit Ihres Herrn doch gar nichts zu tun hat. Ihr Herr leidet an Skleroſe und raucht trotzdem die ſchwerſten Zigarren, trinkt die unmöglichſten Weine und hat nichts als Bergtouren und Reiſen im Kopf. Das muß von Grund auf anders werden. Es wird am beſten ſein, wenn ich ein ernſtes Wort mit der Baroneſſe ſpreche; die ſcheint der einzige erwachſene Menſch hier im Hauſe zu ſein."

Dieſe Bemerkung ſchien den alten Philipp in eine heftige Beſorgnis zu verſetzen. „Ich bitte, Herr Doktor ſollten das nicht tun? Herr Doktor ſollten das auf keinen Fall nicht tun!" rief er aufgeregt.

„Aber weshalb denn nicht? Ich werde ſelbſtverſtändlich mit der notwendigen Schonung vorgehen. So rückſichtsvoll, als möglich."

„Unſere Baroneſſe ſollten der Herr Doktor nicht beunruhigen. Es hat gar keinen Zweck, mit ihr darüber zu ſprechen."

„Es hilft nichts. Es iſt meine Pflicht als Arzt, dafür zu ſorgen, daß ſie ihren Vater zu einer Änderung ſeiner Lebensweiſe beſtimmt, ſolange es noch Zeit iſt."

„Herr Doktor müſſen mir ſchon glauben: Es hat keinen Sinn, mit unſerer Baroneſſe darüber zu ſprechen. Sie hat nicht ſolchen Einfluß auf den Herrn Baron, wie der Herr Doktor vielleicht

meinen." Der alte Philipp holte ſein blaugetupftes Schnupftuch hervor und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn.

Dr. Kircheiſen überlegte eine Weile. „Wer iſt der Hausarzt der Familie?"

„Der Herr Doktor Bäumel, Schönbrunner Straße 62."

„Rufen Sie ihn, bitte, an den Apparat!"

Die Auskunft, die Dr. Kircheiſen in dieſem telephoniſchen Geſpräch erhielt, vermochte ihn nur wenig zu befriedigen. Der Arzt ſelbſt war nicht in ſeiner Wohnung anweſend, aber ſeine Frau konnte aus Notizen und Bucheintragungen feſtſtellen, daß ihr Mann in den letzten Jahren überhaupt nur drei Beſuche in der Villa gemacht hatte. Zweimal war Dr. Bäumel im letzten Herbſt wegen einer leichten Influenza der Baroneſſe zu Rate gezogen worden. Dann noch einmal, und zwar vor fünf Tagen, da hatte er dem Baron einen kleinen Furunkel operativ entfernt. Sonſt hatte der Baron die Dienſte des Hausarztes niemals in Anſpruch genommen. Daß ihrem Gatten bei einem dieſer Beſuche Symptome eines ernſteren organiſchen Leidens an dem Baron aufgefallen wären, war aus ſeinen Eintragungen nicht zu entnehmen.

Kopfſchüttelnd ging Dr. Kircheiſen im Zimmer auf und nieder. Das Charakterbild des Barons Vogh begann ſich vor ſeinen Augen zu formen. Da war ein Mann, der mit bewunderungswerter und dennoch lächerlich wirkender Energie ſich bemühte, die Spuren des Alters vor ſeiner Dienerſchaft, vor ſeiner Tochter, ſeiner Braut, ſeinem Hausarzt, ja ſogar vor ſich ſelbſt zu verbergen. Ein müder Mann, der jahrelang der Welt den

ewig Jungen, den Unverwüſtlichen, den „tollen Baron“ vorgeſpielt, der die letzte und höchſte aller Weisheiten niemals gelernt hatte: Still abſeits zu treten, wenn die Zeit um iſt, und der Jugend, der echten, wirklichen Jugend, den Platz freizugeben. Aber, vielleicht wird ihm der Ohnmachtsanfall von vorhin die Augen öffnen, . . . dachte Dr. Kircheiſen. ... Vielleicht wird er jetzt begreifen, daß die Natur ſich nicht täuſchen und betrügen läßt wie ſein Diener oder ſeine Braut, und daß ſie mit der Fauſt anklopft, wenn man ſich vor ihren erſten leiſen Mahnungen die Ohren verſchließt . . .

Ein Diener, der ihn in das Zimmer des Barons bat, riß ihn aus ſeinen Gedanken.

Der Baron war erwacht und ſchien den Arzt mit Ungeduld erwartet zu haben. Er ging im Zimmer auf und nieder, mit geſenktem Kopf, die glimmende Zigarre in der Hand. Rock und Weſte hatte er abgelegt, denn das Zimmer war ſtark überheizt, das Fenſter geſchloſſen und noch immer brannte das Feuer im Kamin.

„Entſchuldigen Sie, daß ich es mir ſo bequem gemacht habe,“ begann der Baron. „Ich habe Sie zu mir bitten laſſen, weil ich — aber, was wollen Sie denn von meiner Zigarre, Doktor?“

Dr. Kircheiſen hatte ihm die Zigarre aus der Hand genommen und beſah ſie: Natürlich! Wieder eine ſchwere Importe! „Hat Ihnen Ihr Hausarzt nicht das Rauchen verboten, Herr Baron?“

„Keine Spur!“ ſagte der Baron. „Sie finden, daß ich das Rauchen aufgeben ſollte?“

„Ich müßte es Ihnen auf jeden Fall ſtreng unterſagen, wenn Sie mich zu Rate ziehen würden,“ erklärte Dr. Kircheiſen. Jetzt, da der Baron ohne

Rock und Weste vor ihm stand, bemerkte er den Verband, den der alte Herr am Hals trug, und entsann sich, daß die Frau des Hausarztes und der Diener von einem Furunkel gesprochen hatten, der dem Baron vor ein paar Tagen geschnitten worden war.

„Arterienskleroſe. Nicht wahr?" fragte plötzlich der Baron. Er sagte das mit gleichgültiger Miene, aber es klang so zaghaft und unsicher, daß es dem Arzt schien, als hätte der Baron dieſes Wort zum erstenmal über die Lippen gebracht.

„Ich kann nicht annehmen, daß Ihr Hausarzt Sie über Ihren Zustand im Unklaren gelaſſen hat."

„Ich habe es mir gleich gedacht. Sofort als sich der lästige Druck auf dem Hinterkopf zum erstenmal zeigte." Der Baron sprach mit leiſer Stimme, beinahe nur zu sich selbſt.

„Fühlen Sie dieſe Beſchwerde schon seit längerer Zeit?" fragte der Arzt.

„Seit einiger Zeit, ja," sagte der Baron. „Eben deswegen habe ich Sie ja jetzt heraufgebeten. Doktor, es muß etwas geſchehen, und zwar rasch, sonſt wird es zu spät."

„Natürlich. Vor allem werden Sie das Rauchen aufgeben oder wenigstens einschränken, allen körperlichen Anstrengungen aus dem Weg gehen und sich bei Ihren Mahlzeiten an eine vorgeſchriebene Diät halten."

„Das alles werde ich gerne tun," verſprach der Baron. „Aber außerdem . . ." Er dachte einen Augenblick lang nach. „Außerdem werden Sie dem Ulam Singh jetzt endlich das Mittel geben müſſen."

Der Arzt wurde ungeduldig und ärgerlich. Dieſe

sprunghafte Art des Barons! Unmöglich für ihn, bei der Sache zu bleiben, einen Gedanken folgerichtig zu Ende zu denken. Jetzt war er plötzlich wieder bei Ulam Singh! „Von welchem Mittel sprechen Sie eigentlich, Herr Baron?“ fragte Dr. Kircheisen gereizt.

„Von dem Mittel, das ihn für eine halbe Stunde lebendig machen kann.“

„Sie spielen auf etwas Bestimmtes an?“

„Ja, Sie wissen, was ich meine. Ihr Mittel, Doktor!“

„Ah! Das Karasin-Serum?“

„Ja! Das Karasin-Serum! Natürlich! Das ist der Name! Ich quäle mich schon seit vierundzwanzig Stunden und konnte auf den Namen nicht kommen.“

„Woher wissen Sie denn von der Existenz dieses Serums, Herr Baron?“

„Ich weiß, daß Sie mit dem Professor Karasin zusammen dieses Mittel erfunden haben.“

„Das stimmt nicht ganz. Der berühmte Chemiker, Professor Karasin, hat mit dem Serum nichts zu tun. Er ist seit zwölf Jahren tot. Es war einer seiner Schüler, Doktor Tilgner, mit dem ich zusammen an dieser Sache gearbeitet habe, und daß wir das Serum nach seinem verstorbenen Lehrer Karasin-Serum genannt haben, war bloß ein Akt der Pietät. Aber woher wissen Sie Näheres über die Wirkung dieses Serums? Doktor Tilgner und ich haben unsere gemeinsamen Untersuchungen noch nicht publiziert.“

„Ich habe jene Gerichtsverhandlung verfolgt — wie hat doch nur die große Kriminalaffäre im vorigen Herbst geheißen?“

„Ach so! Sie haben die Zeitungsberichte über

den Prozeß gegen die Mörder des Privatiers Hallaſch und ſeiner Schweſter geleſen?"

„Ja, richtig! Die Affäre Hallaſch!"

„Dann werden Sie aber auch wiſſen, daß ich das Karaſin-Serum nicht in Anwendung bringen darf," ſagte der Arzt ernſt.

„Ja, aber weshalb denn nicht? Eben damals haben Sie ja Gebrauch gemacht von dem Serum! Daher kenn' ich ja überhaupt Ihren Namen, Doktor!"

Dr. Kircheiſen wurde es mit einem Mal klar, warum die Wahl des Barons gerade auf ihn, den nicht praktizierenden Arzt, gefallen war. Der Baron hatte das Karaſin-Serum und den Namen ſeines Erfinders in den Zeitungsberichten über den Fall Hallaſch erwähnt gefunden. Von allem Anfang an ſchien er dieſes Serum im Auge gehabt und irgendwelche phantaſtiſche Vorſtellungen an ſeine Wirkung geknüpft zu haben. Jetzt galt es, ihn von dieſen Gedanken ſchleunigſt abzubringen.

„Das Karaſin-Serum muß leider aus dem Spiele bleiben. Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, daß die ſcheinbare Beſſerung, die es in dem Befinden des Patienen hervorbringt, von unheilvollen Folgen begleitet iſt. Schon nach einer Stunde, oft auch noch früher, ſtellt ſich eine heftige Reaktion ein, die zumeiſt mit dem Tode infolge Herzlähmung endet. Doktor Tilgner und ich haben da leider nur halbe Arbeit geleiſtet. Das Serum wirkt abſolut lebensverkürzend, und ich habe daher kein Recht, es anzuwenden."

„Und damals in der Affäre Hallaſch?" rief der Baron ganz verſtört.

„Damals lag die Sache anders. Der Privatier Anton Hallaſch war ermordet, ſeine Schweſter

Petronella, die ihm den Haushalt geführt hatte, tödlich verletzt worden. Der Verdacht der Täterschaft ruhte auf dem Zimmerherrn der beiden, dem Handlungsgehilfen Emil Neubauer, der, wie sich nachher herausstellte, völlig unschuldig war. Die einzige Entlastungszeugin, die Petronella Hallasch, lag in Agonie und war nicht vernehmungsfähig. Damals hab' ich über Antrag der Verteidigung der Petronella Hallasch eine Karasin-Injektion verabreicht, um sie für einige Minuten zu Bewußtsein zu bringen. Sie hat dann tatsächlich den wirklichen Täter genannt. Es stand eben ein Menschenleben auf dem Spiel, und darum habe ich ohne Bedenken das Karasin-Serum angewandt. Aber diesmal . . ."

„Auch diesmal steht ein Menschenleben auf dem Spiel, Doktor!" sagte der Baron.

„Ein Menschenleben?"

„Ja! Das meine."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Baron!"

„Nein, Sie verstehen mich nicht und werden mich nie verstehen! Doktor, ich bin ein schwerkranker Mann, das wissen Sie. Ulam Singh allein kann mir helfen, er muß nur eine halbe Stunde lang denken und handeln können! Was nachher geschieht, ist gleichgültig. Wenn er dann stirbt, — Sie haben ja selbst gesagt, daß er nicht mehr zu retten ist."

„Sie erwarten ärztliche Hilfe von Ihrem indischen Gärtner? Das ist ja recht interessant! Ich habe offenbar in ihm eine Art Kollegen zu respektieren?" fragte Dr. Kircheisen spöttisch.

„Nein. Ulam Singh ist kein Arzt. Aber er ist trotzdem der einzige, der mir helfen kann."

„Alſo ein exotiſcher Kurpfuſcher? Ich fürchte, Herr Baron, unſere braven, altbewährten heimiſchen Kräutelweiber, die ohnehin ſo ſchwer unter dem unlauteren Wettbewerb der Ärzte zu leiden haben, werden über dieſe neue Konkurrenz recht ungehalten ſein."

„Sie verſpotten mich, Doktor. Sie ſind ein Mann der rationaliſtiſchen, materialiſtiſchen Wiſſenſchaft Europas. Sie werde ich niemals überzeugen können, daß es dort drüben eine andere Wiſſenſchaft gibt, die ſicher älter und vielleicht auch tiefer iſt, als die Ihre, und die ihren Jüngern Kräfte und Fähigkeiten verleiht, von denen Sie nichts ahnen."

Es war etwas in der Stimme des Barons, das den Arzt beſtimmte, den ſpöttiſchen Ton fallen zu laſſen und der Diskuſſion einen ernſthafteren Charakter zu geben.

„Doch, doch!" ſagte er. „Ich habe allerlei davon gehört, auch einiges darüber geleſen. Sie glauben aber doch nicht im Ernſt, daß irgendeiner dieſer Fakirtricks ſich nicht auf eine wiſſenſchaftlich befriedigende Art erklären ließe? Das meiſte iſt zweifellos Training des Körpers, das Lebendigbegrabenlaſſen mancher Fakire zum Beiſpiel, ſoweit es nicht überhaupt als Schwindel und Humbug feſtgeſtellt iſt. Andere Experimente beruhen anſcheinend auf Wachſuggeſtion. In dieſe Kategorie gehört vermutlich jener bekannte Verſuch mit der Bohnenranke, von dem man vor einiger Zeit ſo viel Aufhebens gemacht hat."

Der Baron hatte ſich bei den letzten Worten Dr. Kircheiſens erhoben, ſtützte die Arme auf den Schreibtiſch und blickte den Arzt aufmerkſam an.

„Was ist das für ein Experiment, das mit der Bohnenranke?" fragte er.

„Das Experiment mit der Bohnenranke? In der Züricher psychologischen Gesellschaft wurde es meines Wissens vor zwei Jahren zum erstenmal einer kleinen Gesellschaft von Gelehrten vorgeführt. Ein indischer Gaukler pflanzte eine Bohne in die Erde, aus der innerhalb einer halben Stunde eine Ranke bis zu einer Höhe von zirka zwei Metern emporschoß und Blüten ansetzte. Er hat dann das Experiment in umgekehrter Richtung wiederholt, bis wieder zum Schluß die Bohne da war, die er in die Erde versenkt hatte. Später zeigte er dasselbe Experiment an einem Rosenstrauch. Ich war übrigens bei jener Sitzung nicht anwesend und kenne die ganze Geschichte nur aus Zeitungsberichten. Solange ich das Experiment nicht selbst gesehen und geprüft habe, muß ich es für einen ausgezeichnet inszenierten Humbug halten."

„Und wenn ich Ihnen nun sage, daß ich eben dieses Experiment mit eigenen Augen gesehen und geprüft habe und daß es kein Humbug ist, Doktor!" Der Baron hatte sich hoch aufgerichtet. Er zitterte am ganzen Körper vor Erregung.

„In Indien?" fragte der Arzt. Er hatte einem Futteral ein kleines Thermometer entnommen und schob es dem Baron in die Achselhöhle.

„Nein! Hier in diesem Hause!"

„Von Ulam Singh vorgeführt, wahrscheinlich. Nicht wahr?"

„Ja, Doktor! Begreifen Sie jetzt, daß mir an seinem Leben liegt?"

„Waren zu diesen Versuchen noch andere — kritischer veranlagte Personen beigezogen?

„Ich war der einzige Zeuge."

„Sind Sie unter dieſen Umſtänden ſicher, daß Sie nicht das Opfer einer Täuſchung, oder" — Dr. Kircheiſen lächelte — „ſagen wir: Ihrer nicht genügend geſchulten, unwiſſenſchaftlichen Betrachtungsweiſe geworden ſind?"

„Geben Sie ihm das Karaſin-Serum! Bringen Sie ihn für eine halbe Stunde zum Bewußtſein, und Sie ſollen das Experiment ſelbſt mit anſehen und prüfen. Das verſpreche ich Ihnen!"

„Ich habe kein Recht, Herr Baron, das Leben dieſes, nach allem, was Sie mir erzählen, zweifellos ſehr intereſſanten Patienten nur aus wiſſenſchaftlicher Neugierde mutwillig abzukürzen," ſagte Dr. Kircheiſen lächelnd.

„Sie nehmen mich noch immer nicht ernſt, Doktor! Wenn Sie mir doch nur endlich glauben wollten!"

„Aber, Sie ſind im Irrtum, ich glaube Ihnen ja jedes Wort, verehrter Herr Baron," beruhigte ihn der Arzt und zog das Thermometer unter dem Arm des Barons hervor. „Natürlich. Ich dachte mir's gleich. Neununddreißig ſechs! Sie fiebern, Herr Baron."

Er bettete das Thermometer wieder in das Futteral. „Wundfieber offenbar. Sie haben ja vor ein paar Tagen eine kleine Operation überſtanden," ſagte er dann und wies auf den Verband, den der Baron am Halſe trug. „Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen jetzt den Verband erneuern. Zu ſolch kleinen Dienſten erweiſt ſich die rationaliſtiſche, materialiſtiſche Wiſſenſchaft Europas doch vielleicht als ausreichend. Meinen Sie nicht?"

Dr. Kircheiſen löſte die Sicherheitsnadel ab,

die den weißen Leinwandſtreifen zuſammenhielt. „Es iſt ja wahrſcheinlich nur eine Bagatelle, dieſer geſchnittene Furunkel, aber in Ihrem Alter muß man auch bei Kleinigkeiten vorſichtig ſein. Wie alt ſind Sie übrigens, Herr Baron, wenn man fragen darf?“

Die Frage ſchien dem Baron nicht willkommen. „Warum wollen Sie das wiſſen?“ fragte er. „Ich habe immer mein eigenes Tempo gehabt im Altwerden. Jeder Menſch hat ſein eigenes Tempo; der eine beeilt ſich, der andere läßt ſich Zeit.“

„Ich meine Ihr kalendariſches Alter, Herr Baron.“

Der Baron gab keine Antwort. Dr. Kircheiſen begann vorſichtig den Leinwandſtreifen vom Hals des Patienten abzulöſen.

„In Indien, in der Stadt Allahabad,“ ſagte der Baron plötzlich, „hab' ich Wachteln gefrühſtückt, die waren vier Wochen alt und hatten dennoch viele hundertmal die Sonne auf- und untergehen geſehen. Sie hatten das zarte Fleiſch junger Tiere und waren dabei uralt und fett vor Alter.“

„Wie das?“ fragte Dr. Kircheiſen.

„Die Wachteln nehmen regelmäßig zu einer beſtimmten Tageszeit ihr Futter zu ſich, nämlich bei Sonnenaufgang. Das machen ſich die Inder zunutze. Sie ſperren die Wachteln, die gemäſtet werden ſollen, in einen dunklen Keller. Wenn nun die Türen geöffnet werden und das Tageslicht in den Keller fällt, dann glauben die dummen Tiere, es ſei Morgen, beginnen zu ſingen und nehmen das Futter. Anfangs geſchieht die Täuſchung zweimal täglich, dann öfter, zum Schluß

beinahe ſtündlich. So werden die Wachteln alt und fett lang vor der Zeit. Sie glauben ihr Leben zu Ende gelebt zu haben, wenn ihnen das Küchenmeſſer am Halſe ſitzt, und ſind ſatt und zufrieden. Welchen Sinn hätte es für die betrogenen Tiere, darüber nachzudenken, wann ſie aus dem Ei gekrochen ſind? Sie wiſſen nicht, ob es ein Tag war, der zwiſchen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang lag, oder nur Minuten."

„Sehr intereſſant," ſagte Dr. Kircheiſen zerſtreut. „Ich dachte anfangs, es wäre wieder irgendein indiſches Fakirkunſtſtück, das Sie mir erzählen wollten. Eine ſehr philoſophiſche und luſtige Geſchichte, die Geſchichte von den Wachteln von Allahabad."

„Finden Sie ſie wirklich ſo luſtig?" fragte der Baron.

Dr. Kircheiſen hörte nur mit halbem Ohr hin. Er hielt den Verbandſtreifen in der Hand. „Donnerwetter!" ſagte er. „Haben Sie aber viel Blut verloren. Die ganze Leinwand iſt durchtränkt. So! Jetzt noch die Watte ablöſen, am beſten mit einem bißchen Waſſer — ſchon nicht mehr nötig, es geht auch ſo. Jetzt, ein bißchen waſchen zuerſt, ſo und jetzt — ja, zum Kuckuck, was iſt denn das?"

Der Arzt legte die blutgetränkte Watte aus der Hand, ergriff den Kopf des Barons und drehte ihn nach rechts und nach links.

„Was gibt's denn, Doktor?"

„Alſo, das geht über meinen Horizont! Ich finde nicht die geringſte Spur einer Wunde!"

„Das iſt unmöglich!" rief der Baron.

„Nicht die Spur einer Wunde! Nicht die allerkleinſte Verletzung. Sie ſind hier niemals geſchnitten

worden. Ich begreife nicht, warum Sie Ihren Hals mit einem blutgetränkten Verband umwickelt haben."

„Sie müssen sich irren, Doktor. Mein Hausarzt hat mich vor fünf Tagen um ½10 Uhr vormittags am Hals geschnitten, nachdem er mich vorher die ganze Nacht über mit essigsaurer Tonerde gequält hatte. Er hat die Geschwulst zuerst mit Chloräthyl-Spray anästhisiert und dann einen raschen Schnitt durchgezogen."

„Unmöglich! Es mußte doch die charakteristische, kreisrunde, wie mit dem Locheisen ausgeschlagene Öffnung zurückgeblieben sein! Aber ich finde nichts."

„Wirklich? Ich habe keine Wunde am Hals?" schrie der Baron. „Was ist das wieder für eine Teufelei!"

Er ließ den Zeigefinger über Hals und Nacken gleiten. „Doktor! Einen Spiegel! Dort an der Wand hängt einer."

„An der Wand hängt garnichts."

„Ach so! Ich vergaß, ich habe sie ja gestern selbst alle heruntergenommen! Dort im Schreibtischfach muß er liegen."

Dr. Kircheisen holte den Spiegel hervor. Mit einem Mal schlug sich der Baron mit der Hand an die Stirn und ließ sich in seinen Lehnstuhl zurückfallen.

„Natürlich!" sagte er dann ruhig. „Daß mir das nicht gleich eingefallen ist!"

„Ich verstehe nicht, was das zu bedeuten hat!" rief der Arzt.

„Mir ist alles ganz klar!"

„Dann erklären Sie mir doch . . ."

„Es ist die selbstverständlichste Sache von der Welt!" rief der Baron mit seinem heiseren Lachen.

„Was hat das also zu bedeuten?"

„Vielleicht ist auch das nur ein ausgezeichnet inszenierter Humbug! So nannten Sie's doch vorhin, nicht? Oder eine kleine Wachsuggestion, meinen Sie nicht, Doktor?"

„Wollen Sie mich zum besten halten, Herr Baron? Was hat Ihre Wunde mit jenem Bohnenrankenexperiment zu tun?"

Baron Vogh kam nicht mehr dazu, dem Arzt Rede zu stehen. Denn ein Ereignis trug sich in diesem Augenblick zu, so überraschend und erschreckend, daß das Rätsel des blutbefleckten Verbandes sogleich in den Hintergrund gedrängt wurde.

Der Baron war plötzlich aufgesprungen und bemühte sich mit seinen zitternden Fingern, das Fenster zu öffnen.

„Hören Sie, Doktor! Haben Sie's gehört?"

„Ja! Es hat jemand geschrien! Unten im Garten."

Das Fenster flog auf. Der Baron beugte sich weit hinaus.

Noch einmal ertönte ein Schrei, von unten her. Diesmal lauter.

„Das ist Gretl!" rief der Baron. „Es ist Gretls Stimme! Was ist geschehn?"

Und jetzt, trapp, trapp, die Schritte eines Menschen, der in furchtbarer Aufregung über den Kiesweg gelaufen kam.

„Philipp!" kreischte der Baron. „Philipp! Was ist geschehn?"

„Herr Baron!" jammerte die Stimme des alten Philipp atemlos und keuchend von unten herauf. „Wieder eine Schlange! Der Baroneſſe ihr Hund ... ist gebissen ...!"

Ein Urwaldabenteuer

Von all den merkwürdigen und aufregenden Erlebniſſen, die an jenem Tage auf den unglücklichen Dr. Kircheiſen einſtürmten, war es das Abenteuer in des Barons kleinem Treibhausurwald, das die tiefſten und nachhaltigſten Wirkungen in den Nerven des Arztes zurückließ. Lange konnte er die Erinnerung an den geheimnisvollen indiſchen Dſchungel in der Orchideenabteilung des Glashauſes nicht loswerden und noch Jahre nachher ſchlich ſich das ſpukhafte Erlebnis immer und immer wieder in ſeine Träume. Dann fuhr er ſchreiend aus dem Schlaf auf, ſchlug wild mit den Fäuſten um ſich und ſtieß angſterfüllte oder anfeuernde Rufe aus, bis die alte Bettina kopfſchüttelnd die Lampe in der Hand, in ſein Schlafzimmer trat und ihn mit ihrem Jammern in die Wirklichkeit zurückbrachte.

„Herr Doktor! Aber Herr Doktor! Gewiß ſind der Herr Doktor wieder im Urwald und jagen Schlangen!“

Zweifellos iſt es ein recht ſeltſames Anſinnen, von einem Arzt, der ganz harmlos zu einem Krankenbeſuch gekommen iſt, zu verlangen, er möge an einer Schlangenjagd im indiſchen Urwald teilnehmen. Dr. Kircheiſen fand mit Recht, daß es ein wenig außerhalb ſeiner beruflichen Sphäre

lag, dem Baron zu helfen, das giftige Reptil, das im Treibhause sein Unwesen treiben sollte, unschädlich zu machen. Dr. Kircheisen war alles andere, als ein Heros. Im ersten Augenblick wollte er energisch ablehnen. Ein vages Gefühl tauchte in ihm auf, daß es in einem wohlgeordneten Staatswesen doch wohl irgendeinen Funktionär geben müsse, in dessen Pflichtenkreis die Vertilgung solch gefährlicher Tiere fiele, — der Wasenmeister! Selbstverständlich der städtische Wasenmeister! Und sofort schoß ihm der Satz durch den Kopf, den er hier und da im Zusammenhang mit wutverdächtigen Hunden in den Zeitungen gelesen hatte: „... wurde dem Wasenmeister zur Vertilgung übergeben ..."

Aber in dem gleichen Augenblicke, da dieser Gedanke dem Arzt durch den Kopf flog, kam die Baronesse, den toten Foxl Billy in den Armen haltend, schluchzend die Treppe hinauf, und diese Begegnung war es, die dem Dr. Kircheisen zu der heroischesten Stunde seines Lebens verhalf.

Eine Welle von Mut und Entschlossenheit strömte ihm plötzlich zum Herzen.

„Baronesse!" sagte er. „Weinen Sie nicht länger. Ich werde Ihren armen Hund rächen! Wie ist denn das Unglück überhaupt geschehen?"

„Billy ist aus dem Treibhaus gesprungen, hat furchtbar geschrien und geheult und ist hin und her gelaufen," berichtete die Baronesse, noch immer schluchzend. „Dann ist er hingefallen, hat mit den Beinen gezuckt und war tot."

„Im Treibhaus also müssen wir die Schlange finden. Kommen Sie, Herr Baron!"

„Einen Augenblick, Doktor!" sagte der Baron.

„Warten Sie hier auf mich, ich habe einiges vorzubereiten für unsere kleine Expedition. Spatz, du bleibst im Hause und gehst nicht in den Garten, eh' ich dir's erlaub'." Der Baron verschwand im Nebenzimmer.

Dr. Kircheisen wandte sich dem „Spatzen" zu. Er fand, daß dieser Name durchaus nicht zu der Erscheinung der Baronesse paßte.

„Sie haben Ihren Hund wohl sehr gern gehabt?" fragte er das junge Mädchen.

„Er war das einzige, was ich auf der Welt hatte! Billy, mein süßer, armer Billy!" klagte die Baronesse und wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus ihren großen blauen Augen.

„Aber! Aber! Das einzige? Sollte es keinen Menschen geben, den Sie auch ein wenig lieb haben?" fragte Dr. Kircheisen.

„Menschen? Die sind doch alle langweilig. Ich unterhalte mich viel lieber mit Hunden."

„Es ist merkwürdig," sagte Dr. Kircheisen, „wie unsere Ansichten sich begegnen. Würden Sie mir es glauben, daß auch ich zuzeiten das Gefühl habe, daß wahre, unegoistische Freundschaft nur zwischen Mensch und Tier möglich ist? Aber freilich, den Mut, diesen Gedanken laut auszusprechen, habe ich niemals gehabt. Sie sind mir um einige Jahre in Ihrer geistigen Entwicklung vor, Baronesse!"

Das junge Mädchen streichelte ihren toten Liebling und gab keine Antwort.

„Aber ich vergaß! Sie lieben ja die Komplimente nicht, Baronesse, nicht wahr?"

Die Baronesse trocknete die Tränen auf ihren Wangen. „Nein," sagte sie. „Es ist so langweilig,

wenn die Leute ſagen, daß ich hübſch friſiert bin oder ein ſchönes Kleid an hab'. Solche Leute laß ich ſtehn und lauf' weg."

„Das iſt allerdings eine recht wirkſame Methode, den Herrſchaften ihr geliebtes Süßholzraſpeln abzugewöhnen. Ich ſchätze dieſe Sorte Menſchen auch nicht ſehr. Ich finde überhaupt, daß unſere Anſichten in vielen Punkten erfreulich übereinſtimmen."

„Ja," ſagte die Baroneſſe nachdenklich. „Sie haben Hunde auch lieb. Sagen Sie mal: Liegen Sie früh auch gerne lang' im Bett?"

„Ich möchte ſchon, aber ich kann mir dieſes Vergnügen leider nicht immer geſtatten. Ich bin mit Arbeit ſehr überhäuft."

„Ich auch!" ſagte die Baroneſſe. „Ich muß ſoviel wirklich unnütze Sachen lernen. Papa will es. Glauben Sie, daß mir Papa einen neuen Foxl kaufen wird?"

„Ich glaube, daß er dazu geradezu verpflichtet iſt."

„Nicht wahr?" ſagte die Baroneſſe eifrig. „Aber diesmal einen ſtichelhaarigen. Adieu, Herr Doktor! Ich muß hinauf. Sie ſind viel netter als der andere."

„Welcher andere?" fragte Dr. Kircheiſen, beunruhigt darüber, daß es einen anderen gab und doch froh, daß er jenem anderen vorgezogen wurde. Er hielt die feine Hand des jungen Mädchens feſt in der ſeinen.

„Der andere Doktor, der alte, brummige," lachte die Baroneſſe und riß ſich los, und dem Doktor ſchien es, als ſchäme ſie ſich nun wieder des leiſen, halbverſteckten Geſtändniſſes. Er blickte ihr nach, glücklich, daß zwiſchen ihm und dieſem Mädchen

etwas zu keimen begann, was ſicherlich mehr war, als bloße Sympathie, und war entſchloſſen, ſich die Achtung der Baroneſſe durch eine tapfere Tat zu verdienen.

„Philipp!“ wandte er ſich an den alten Diener, der eben eintrat. „Nun wollen wir uns einmal das Treibhaus von innen betrachten. Vor allem einmal die Kammer des Ulam Singh. Führen Sie mich hin, bitte.“

Der Raum, den der indiſche Gärtner bewohnt hatte, lag in einem niederen, ſchuppenartigen Vorbau, der der Hinterfront des Treibhauſes angegliedert war, und erwies ſich als ein kahles, fenſterloſes Gelaß, das ſein ſpärliches Licht durch die Scheiben der Glastür empfing. Ein paar Matten lagen in einem Winkel, ein aus rohen Brettern vielleicht von Ulam Singh ſelbſt zurechtgezimmerter Tiſch bildete das einzige Mobiliar. Auf dem nackten Erdboden lag kunterbuntes Zeug verſtreut, Kleinigkeiten, die den dürftigen Hausrat des Inders darſtellten: Ein paar irdene Töpfe, ein großer Reismörſer, ein Meſſingarmband und ein Gebetskranz aus roten Kügelchen. Auf dem Tiſch lagen zwei Hände voll geſchälter Wallnüſſe.

Sorgfältig durchſuchte Dr. Kircheiſen die Kammer. Nichts jedoch war in dem Raum zu finden, was auch nur den leiſeſten Fingerzeig zur Löſung des Rätſels hätte geben können, wo, wie und zu welchem Zweck der Inder ſeine geheimnisvolle Schlangenzucht betrieben hatte. Da war kein Korb, kein Gefäß, in welchem Ulam Singh die gefährlichen Tiere verſchloſſen gehalten haben mochte, kein Futterreſt, nicht die geringſte Spur irgendeiner Lebenstätigkeit der giftigen Reptilien. Kopf-

schüttelnd zog Dr. Kircheisen die Luft durch die Nase ein. Es roch hier nach allem möglichen, nach Fett vor allem, oder nach Talg, und nicht zum besten. Aber von dem penetranten Geruch, den Schlangen zu verbreiten pflegen, war nichts zu spüren.

„Wohin führen die beiden Türen dort?" fragte er endlich den alten Philipp, der ängstlich wartend im Eingang stand, bereit, in jedem Augenblick den gefährlichen Raum zu verlassen.

„Die eine führt zu den Heizanlagen, die andere in die Orchideenabteilung."

„Wo ist der Hund gebissen worden?"

„Bei den Orchideen."

Der Arzt öffnete die Türe: „Kommen Sie mit!" befahl er dem Diener.

„Da werden Herr Doktor schon allein gehen müssen. Ich geh' da nicht hinein."

„Sie haben recht. Warten Sie hier auf den Baron, ich geh' voraus."

Dr. Kircheisen trat in einen großen, hellen Raum, aus dem ihm sofort eine Welle heißer Stickluft entgegenschlug. Ein fader, moderartiger Geruch stieg ihm in die Nase und dazwischen ein anderer, scharfer, beißender, der ihm die Tränen in die Augen trieb und einen starken Hustenreiz erweckte. Ein paar Sekunden dauerte es, ehe er sich an die athembeklemmende Mischung gewöhnt hatte. Dann blickte er sich um. Ein paar Gießkannen, ein Rechen und anderes Gerät lagen auf dem Erdboden zerstreut. An den Wänden ein halbes Dutzend länglicher, schmaler Tische, alle dicht besetzt mit Topfblumen. Das waren die Orchideen, zumeist unansehnliche Exemplare wenig seltener,

vielfach ſogar gewöhnlicher Arten. Dr. Kircheiſen ſtreifte ſie kaum mit einem Blick, ſondern ſtarrte mit faſſungsloſem Staunen in die Mitte des Raumes, denn dort ſtand eine Viſion, eine Fata Morgana, wahrhaftigen Gottes!: Dort ſtand der indiſche Urwald!

Nein! Anders konnte man dieſes blühende, duftende, rauſchende, in tauſend Märchenfarben leuchtende Stück Wildnis nicht bezeichnen. Der Urwald von Ceylon durch ein Wunder aus Tauſend und einer Nacht hierher verpflanzt! Ein gewaltiger indiſcher Mangobaum ſtand mitten im Treibhaus mit ſeinen blaugrünen Lanzettblättern, zwiſchen denen die orangeroten Früchte hindurchſchimmerten. Um den Baumſtamm ein üppiges Durcheinander von Lianen, ein grüner Schleier, der über die Äſte des Baumes geworfen war. Und aus dieſem grünen Meere leuchtete in hundert Farben das Blütenwunder des indiſchen Urwalds hervor. Wahrhaftig, hier war die Thumbergia alata, die Liane mit den veilchenblauen Kelchen, und dort die weinrote Blüte war die zarte Bougainville und dieſe hier mit den honiggelben Sternen, das war die Tithonia diversifolia, Ceylons ſchönſte Liane!

Überraſcht und voll Erregung trat Dr. Kircheiſen ganz nahe an die Lianenwildnis heran. Er wußte nicht mehr, warum er hierher gekommen war, er hatte die Schlangen und alle anderen Seltſamkeiten des Hauſes vergeſſen. Der Botaniker war in ihm erwacht. Niemals war er in Indien geweſen. Eine Scheu vor Anſteckung, eine hypochondriſche Angſt, irgendeine der furchtbaren exotiſchen Krankheiten, Lepra, die Schlaf-

krankheit oder Elephantiasis, mit heimzubringen, hatte ihm die Zauberwelt der Tropen verschlossen gehalten. Aber in den größten Treibhäusern Deutschlands und Österreichs hatte er die Flora Indiens ebenso gründlich studiert, wie die Zentralafrikas und Südamerikas. Und er konnte mit der Sicherheit des Naturforschers auf den ersten Blick feststellen, daß er hier vor einer mit stupender Geschicklichkeit, mit treuester Naturbeobachtung, mit profundester Gelehrsamkeit täuschend echt hergestellten Nachahmung des indischen Urwaldes stand.

Der Mann, der dieses kleine Treibhauswunder hervorgebracht hatte, der konnte wahrhaftig das Prädikat eines Gelehrten für sich in Anspruch nehmen. Mehr noch: Er war ein Künstler! In dem kleinen Raume von ein paar Quadratmetern hatte er ein Miniaturbild der indischen Dschungellandschaft geschaffen. Fiebernd vor Erregung kniete Dr. Kircheisen am Rande des üppigen Vegetationsstreifens nieder. Dieser Ulam Singh, der doch wahrscheinlich der Schöpfer dieses kleinen Kunstwerkes war, vereinigte eine tiefe und gründliche Kenntnis der indischen Flora mit einem feinen, beinahe kultivierten Geschmack, mit einer Künstlerschaft des Auges, die ihn die zartesten Wirkungen mit den einfachsten Mitteln hatte finden lassen. Nirgends Übertreibungen; die Farbenabtönung bei all dem scheinbar regellosen Durcheinander doch immer wohldurchdacht, so daß nie ein allzu greller Kontrast dem Auge wehe tat. So vielerlei Pflanzen, zusammengedrängt auf solch engen Raum, und dennoch wirkte das Gärtchen nicht überladen. Das also war Ulam Singh! Kein Wunder, daß der Baron um das Leben dieses einzigartigen Künst-

lers zitterte und bebte. Nein! Kein botaniſcher Garten, kein Treibhaus Europas konnte ſich ſolch eines vollendeten Kunſtwerkes rühmen. Der indiſchen Erde hatte Ulam Singh ihre tiefſten Geheimniſſe abgelauſcht, bis ins kleinſte, ſcheinbar unweſentlichſte Detail waren die Eigenheiten der ſüdindiſchen Flora wiedergegeben. Da hatte ſich, genau ſo wie in ihrer Heimat, die Nepenthes destillatoria ihr Plätzchen zwiſchen den Wurzeln des Mangobaumes geſucht, die fleiſchfreſſende Pflanze Ceylons mit ihren kammartigen Blättern. Und dies hier, bei Gott! Das war ja die Mimosa pudica Ceyl., die bis jetzt außerhalb Ceylons das koſtbare und empfindliche Beſitztum nur eines einzigen botaniſchen Gartens geweſen war, des Frankfurter Palmengartens, der um dieſes Kleinod von allen Treibhäuſern Europas beneidet wurde. Ja, das war ſie, da war kein Irrtum möglich, da ſtand ſie mit ihren lichten, geſtreiften Blättchen, die ſich bei der leiſeſten Berührung zuſammenfalteten und niederbeugten. Dem Baron von Vogh, einem einfachen Blumenliebhaber, einem Dilettanten, war hier alſo eine Akklimatiſation gelungen, deren ſich bis jetzt nur eine einzige der gelehrten botaniſchen Zelebritäten Europas rühmen konnte! Und rings um den Mangobaum, da wucherten die herrlichſten tropiſchen Farrenkräuter mit ihren ſeltſam und phantaſtiſch geformten Blättern hervor. Das war die Platyceria, der Farren mit den polſterartigen Blättern, ... ſtellte Dr. Kircheiſen feſt, und jener: Asplenium nidus, der groteske Vogelneſtfarren, deſſen Blätter rieſige Trichter bildeten, aus denen ein ſchwerer Modergeruch hervorſtrömte, jener fade Geruch, der ihm beim Eintritt in den Raum ſo un-

angenehm aufgefallen war. Und unter all den seltenen Pflanzen ein dicker, grüner Teppich, wahrhaftig, das war sie, kunstgerecht angelegt, in fabelhafter Echtheit und Wirklichkeitstreue hierhergezaubert: Arundinaria walkeriana, der Miniaturbambus des Dschungels, die dicke Unterlage alles tropischen Pflanzenlebens!

Aber dort — was war denn das? Eine Orchidee, die Dr. Kircheisen noch nicht kannte! Eine Spezies, von der er noch niemals vorher gehört oder gelesen hatte! Sie sprang aus dem Blattdunkel des Dschungels empor und starrte den Arzt an, jawohl! Sie starrte ihn an, denn die Blüte war wie eine menschliche Fratze geformt, wie ein häßliches Greisinnenantlitz, blutleer und verrunzelt. Zwei dunkle Flecken standen wie Augen darinnen und aus der Mitte sprang höhnisch eine scharlachrote Zunge hervor.

Ganz erregt trat Dr. Kircheisen näher. Eine Orchidee, die er noch nicht kannte! Er mußte den Baron sogleich nach dem Fundort fragen und nach ihrem wissenschaftlichen Namen! Vor allem aber wollte er sie einmal in der Nähe besehen. Vorsichtig kniete er nieder, daß keine der kostbaren Pflanzen beschädigt würde, und griff mit der rechten Hand durch das tausendfarbige Blättergewirr nach der unbekannten Orchidee.

„Um des Himmels willen, Doktor! Was tun Sie?" hörte er in diesem Augenblick die entsetzte Stimme des Barons hinter seinem Rücken.

Er wandte sich um — da stand Baron Vogh leichenblaß mit vor Schreck erstarrtem Gesicht im Türrahmen. Er hatte irgendwelche lederne Ungetüme, Fechthandschuhe, wie es sich später zeigte,

und ein paar dünne Bambusstöckchen in den Händen, das alles ließ er aber jetzt in seinem Schreck zu Boden fallen.

„Beruhigen Sie sich, Herr Baron!“ sagte Dr. Kircheisen kurz. „Ich verstehe mit Pflanzen umzugehen. Ich hab' keine Ihrer Kostbarkeiten beschädigt.“

„Aber die Schlange! So kommen Sie doch heraus! Wollen Sie denn gebissen werden?“

Dr. Kircheisen sprang auf und blickte den Baron erstaunt an: „Die Schlange? Hier?“

„Natürlich, wo denn? Hier drinnen steckt sie oder stecken sie. Es können ganz gut ihrer mehrere sein.“

„Hier? In dieser herrlichen, einzigartigen Anlage? Gütiger Himmel, ja wie sind sie da hineingekommen?“

„Wie kann denn ich das wissen!“ rief der Baron mit heiserer Stimme. „Hier nehmen Sie die Handschuhe und den Stock!“

„Solch ein Unglück!“ stöhnte der Arzt. „Wir werden an die Bestien nicht herankönnen, ohne Ihren wunderschönen kleinen Tropengarten zu beschädigen. Es ist jammerschade! Wir wollen die Pflanzen schonen so weit es möglich ist, aber . . .“

„Schonen? Fort mit dem verdammten Grünzeug!“ schrie der Baron, ganz außer sich vor Zorn. „Hinaus mit diesem verwünschten Unkraut!“ Er hatte mit seiner behandschuhten Hand eine von den Lianen gepackt und riß und zerrte wie ein Wahnsinniger an dem zähen Schlinggewächs.

„Aber, Herr Baron! Wollen Sie denn wirklich die Pflanzen vernichten, für deren Züchtung Sie solche Mühe und so viel Geduld aufgewendet haben?“

„Hinaus mit all dem häßlichen Zeug!“ tobte

der Baron, rasend vor Wut. „Ich hab' genug von ihm, ich will es nicht mehr sehen!" Er hatte die prachtvolle Orchidee mit der menschlichen Fratze und der scharlachroten Zunge gepackt. Ein Ruck und sie lag zerrissen und zerfetzt auf der Erde.

„Guter Gott! Was haben Sie getan?" jammerte der Arzt. „Diese eine hätten Sie doch schonen können. Ich kenne diese Spezies gar nicht. Woher haben Sie sie denn und wie heißt sie?"

„Woher soll denn ich das wissen! Ich kenne das Unkraut nicht!" zischte der Baron, rasend vor Wut. Dann holte er tief Atem. „Jetzt los, Doktor! Vorwärts! An die Arbeit!"

Er brachte Schaufel und Rechen herbei, die an der Wand neben der Türe lehnten. „Da nehmen Sie! All das Zeug da muß ausgejätet werden — bis auf die letzte Wurzel!"

„Alles? Auch diese wunderschöne Mimosa pudica?"

„Was ist das: Mimosa pudica?"

„Wie? Sie kennen sie nicht? Sie wissen am Ende gar nicht, welchen Schatz Sie in Ihrem Treibhaus gezüchtet haben?"

„Und wie kommt es, daß Sie sie kennen, diese Mimosa pudica, Doktor?"

„Ich habe mein zweites Doktorat in den Naturwissenschaften gemacht, Herr Baron. Jahre hindurch hab' ich mich, eh' ich mich auf die Toxikologie warf, in allen botanischen Gärten Mitteleuropas herumgetrieben. Die Mimosa pudica Ceyl., das ist jene Pflanze mit den gestreiften Blättchen. Sehen Sie die interessanten Schutzbewegungen, die die Pflanze ausführt, wenn ich mit dem Finger leicht über die Blätter streiche — Jesus Maria!"

Dr. Kircheisen hatte sich über die Mimosa pudica gebeugt und sprang jetzt mit einem wilden Satz zurück.

„Was ist geschehen!“ rief der Baron.

„Die Schlange!“ stammelte der Arzt totenblaß und hielt die Hand an sein Herz.

„Aha! Steckt sie dort drinnen? Nun, dann wird sie uns nicht entwischen. Nehmen Sie Ihre Gerte und halten Sie sich bereit!“

„Nie im Leben bin ich dem Grab so nahegestanden wie diesmal. Beinahe hätte ich sie berührt,“ flüsterte Dr. Kircheisen, noch immer blaß bis in die Lippen.

Der Baron gab keine Antwort. Er trat ganz nahe an die gefährliche Stelle heran und stieß zwei- oder dreimal vorsichtig mit der Reitgerte in das Pflanzengewirr.

Es war etwas im Wesen des Barons, das den Arzt erstaunt und verwirrt machte. Niemals hätte er dem alten Manne soviel Kaltblütigkeit, solch eine Fähigkeit des raschen Entschlusses und soviel Energie zugetraut. War der Mann, der in diesem Augenblick so selbstsicher der Gefahr entgegentrat und sie so furchtlos auf sich lenkte, der gleiche Mensch, dessen müden, hinfälligen Körper er eine Stunde zuvor auf das Sofa gebettet hatte?

Gespannt sah der Arzt auf das gefährliche Manöver.

„Da ist sie,“ sagte der Baron plötzlich leise und im gleichen Augenblick erhob sich der plattgedrückte Kopf der Schlange zwischen den grünen Blättern. Mit ruckartigen, blitzschnellen Bewegungen wand sich in der nächsten Sekunde die Tik Paluga zischend an der Reitgerte empor.

„Schlagen Sie zu! Jetzt! Schlagen Sie zu!“ rief der Baron halblaut. „So. Nun ist's genug. Da liegt die Bestie. Genug jetzt, Doktor! Hören Sie auf! Sie prügeln mich ja wie einen Schulbuben!“

Dr. Kircheisen hatte wie ein Wütender mit seinem dünnen Bambusstock auf die Schlange losgeschlagen und schlug noch immer weiter, jetzt aber auf des Barons Schienbein und Knie, denn die Tik Paluga lag zuckend in einem Winkel des Treibhauses, in den sie der Baron mit einem raschen Ruck seiner Reitgerte geschleudert hatte.

Der Arzt hielt inne. Er begann sich der maßlosen Aufregung zu schämen, die ihn, den jungen, starken Mann überwältigt hatte, während der Greis dort drüben wie der richtige Jäger kaltblütig und selbstbeherrscht geblieben war.

„Ist sie tot?“ fragte er erschöpft und außer Atem.

„Die eine wäre erledigt,“ sagte der Baron ruhig. „Aber ich wollte schwören, daß noch mehr von dem Ungeziefer in dem Unkraut steckt. Nehmen Sie die Schaufel, Doktor, und nun los! Heraus mit Ihrer Mimosa pudica und wie das Zeug sonst noch heißt!“

Alle die kostbaren Urwaldspflanzen Ceylons, die seltenen Farne, die herrlichen Orchideen, der zierliche Zwergbambus, die blühenden Lianen, alles wurde erbarmungslos ausgerissen, und flog beiseite, wo es sich, nun wirklich totes und wertloses Unkraut, zu einem häßlichen Haufen Gestrüpps sammelte. Langsam kam unter der grünen Pflanzendecke die rotbraune Erde des Treibhausbodens zum Vorschein.

Plötzlich warf der Baron seinen Spaten beiseite, und griff nach der Reitgerte. „Achtung!“ sagte er. „Dort ist die zweite!“

In der Tat, von dem dicken holzigen Zweig der weinrot blühenden Liane hob sich der grünlich schillernde Leib einer zweiten Tik Paluga ab. Sie lag beinahe bewegungslos, nur der plattgedrückte Kopf schob sich in langsamer, verdrossener Bewegung von rechts nach links.

Der Baron holte mit der Reitgerte aus. „Ich treffe den Kopf!“ flüsterte er. „Schlagen Sie sie gleichzeitig leicht auf den Leib. So — jetzt! He, du Bestie! Wärst du in Teufelsnamen in Indien geblieben! Was hattest du in meinem Treibhaus zu suchen?“

Vorsichtig stieß der Baron mit dem Fuß die tote Schlange beiseite. Dann bückte er sich wieder nach dem Spaten; aber im gleichen Augenblick stieß er einen Ruf des Staunens aus, und fuhr mit der Hand an seinen Kopf.

„Wo ist mein Hut? Doktor, haben Sie mir den Hut vom Kopf gerissen? Herr des Himmels! Dort oben schaukelt er!“

Mitten im Raum, wie von unsichtbaren Händen gehalten, schwebte der Hut des Barons. Ganz verdutzt blickte sein Besitzer in die Höhe.

Dr. Kircheisen war in helle Begeisterung geraten. „Eine Rotangpalme!“ schrie er verzückt. „Es ist wirklich und wahrhaftig eine Rotangpalme!“

„Wie kommt mein Hut dort hinauf?“

„Calamus Rotang!“ rief der Arzt und versuchte den Hut zu erhaschen. Aber er brachte den ausgestreckten Arm nicht mehr herunter. Sein Ärmel

war in Fetzen gerissen und ein scharfer stechender Schmerz kühlte seine Begeisterung erheblich ab.

Der Verbrecher war ein Schlinggewächs, der wahre Wegelagerer des Urwaldes. Lange, gefiederte Blätter, die sich in ein dünnes Seil verlängerten. Kleine Widerhaken, die am Ende dieses Seiles saßen, hatten sich blutgierig in den Arm des Arztes festgebissen.

„Hat sich denn die ganze Hölle des Urwalds bei mir ein Stelldichein gegeben?" schrie der Baron, ganz außer sich. „Doktor, was soll ich tun? Sie bluten ja!"

„Der Urwald wehrt sich!" ächzte der Arzt. „Ich darf den Arm nicht bewegen. Rasch, nehmen Sie die Gartenschere dort und schneiden Sie die Blätter durch .... gut .... noch dieses eine! So, ich danke Ihnen. Jetzt bin ich wieder frei."

Dr. Kircheisen ließ den Arm sinken und besah den zerrissenen Rock und die blutende Wunde.

„Das hätt' ich mir auch niemals träumen lassen, daß mir einmal ein echter Ceylonischer Calamus Rotang den Arm zerfetzen wird," sagte er stöhnend.

„Halten Sie still! Ich will Ihnen den Arm mit meinem Taschentuch verbinden. Der Schaden ist nicht allzu groß! So .... jetzt können wir weiter arbeiten. Sie nehmen den Stock eben in die linke Hand. Sehen Sie, da gibt's schon wieder Arbeit, scheint mir."

Er deutete auf die Wurzeln des Mangobaumes, zwischen denen in diesem Augenblick eine dritte Tik Paluga hervorgekrochen kam. Leise zischend, unwillig über den ungewohnten Lärm, der ihn in seiner Ruhe gestört hatte, kam der exotische Fremd-

ling in raſchen, ſtoßartigen Bewegungen auf ſeine Feinde zu.

Es war die letzte Tik Paluga, die die beiden töteten. Die Jagd im Urwald war zu Ende. Die unheimlichen Gäſte waren aus dem Treibhaus ausgerottet.

Aber mit ihnen zugleich waren zu des Doktors Schmerz auch alle die koſtbaren Pflanzen, die ſein Botanikerherz entzückt hatten, vernichtet. Die bunten Lianenblüten, die ſtolzen Farne, die ſeltſam geformten Orchideen lagen verwelkt, zerdrückt, zerriſſen und zertreten über den Boden des Treibhauſes verſtreut. Nur der Mangobaum ſtand noch aufrecht in der Mitte des Raumes und ſtreckte, ſeines blühenden Lianenſchleiers beraubt, ſchwermütig ſeine gewaltigen Äſte aus, die den Arzt jetzt plötzlich trotz ihrer grünen Blätterpracht auf ſeltſame Art kahl und ſchmucklos anmuteten.

Dr. Kircheiſen blickte den Baron an.

„Wie muß Ihnen jetzt zumute ſein?“ fragte er nachdenklich. „Die Arbeit von vielen Monaten iſt in einer Stunde zunichte geworden. Oder ſind es Jahre geweſen, die Sie Ihrem kleinen Tropengarten geopfert haben?“

Der Baron brach in ſein heiſeres Lachen aus. „Jawohl, Doktor! Sie haben's erraten.“ Aus dem heiſeren Lachen wurde plötzlich ein ſchrilles, wütendes Gelächter. „Jahre meines Lebens hat mich der Tropengarten gekoſtet! Jawohl! Jahre meines Lebens!“

Dann fuhr er ſich mit der Hand über die Stirne.

„Doktor!“ ſagte er. „Sie haben ſich um meinetwillen in Lebensgefahr begeben. Wie kann ich Ihnen das danken?“

Dr. Kircheiſen ſchwieg ein paar Sekunden. Wie eine Eingebung kam es über ihn. Jetzt war die große Gelegenheit da. Jetzt hieß es: Zugreifen!

Er blickte dem Baron feſt ins Auge.

„Herr Baron!“ ſagte er leiſe. „Geben Sie mir die Hand Ihrer Tochter.“

Die Antwort, die der Baron gab, war niederſchlagend und faſt verletzend.

„Sie haben Ihren guten Humor nicht verloren, Doktor, trotz Ihrem zerriſſenen Ärmel und Ihrer Verwundung. Und nun wollen wir zum Tee hinauf, nicht wahr? Ich wenigſtens bin hungrig geworden nach dieſer ſtundenlangen Jagd im echten indiſchen Urwald! Und vorher wollen wir nach Ulam Singh ſchauen. Er wird erwacht ſein.“

„Gewiß!“ ſagte Dr. Kircheiſen und biß ſich in die Lippen. Die ironiſche Abfertigung, die ihm der Baron hatte zuteil werden laſſen, hatte ihn beſchämt und ärgerlich über ſich ſelbſt gemacht. ... Im Grunde aber war der Baron im Recht ... dachte er ... Wie konnte ich, ein Wildfremder, nach ſo kurzer Zeit ſolch eine Bitte ſtellen! Er hat es als Scherz genommen und das war ſchließlich die vornehmſte Art der Ablehnung, ſicherlich ...

Dr. Kircheiſen zwang ſich zu einem Lächeln. „Was die Echtheit des Urwalds betrifft,“ ſagte er „nun, auch die hatte natürlich ihre Grenzen. Glauben Sie, Herr Baron, daß wir, wenn wir eine Stunde lang im wirklichen Dſchungel herumgeſtrichen wären, die niedere, indiſche Fauna nicht auch ein wenig zu ſpüren bekommen hätten? Da wäre vor allem der kleine, indiſche Landblutegel, der dringt zu Hunderten durch die dichteſten Kleider bis an die Haut und ſaugt ſich feſt.“

„Landblutegel?“ unterbrach ihn der Baron. „Doch nicht ſolch kleine gelbliche Würmer, dünn wie Stecknadeln, die ſich wie gewiſſe Raupenarten fortbewegen?“

„Genau ſo ſehen ſie aus. Woher kennen Sie dieſe blutgierigen kleinen Teufel ſo genau, Herr Baron?“

„Weil Ihnen nämlich gerade einer über den Stiefel kriecht, Doktor.“

„Himmliſcher Vater! Ja, wo kommt denn der her? Wahrhaftig! Ein wirklicher, indiſcher Landblutegel! Und da noch einer — vier — ſechs — oh, mehr als zwanzig! Weiß Gott, wie viel mir ſchon unter die Kleider gekrochen ſind!“

„Teufel!“ ſchrie der Baron. „Dann ſind ſie bei mir auch! Seit einer halben Stunde ſchon ſpür' ich das Stechen in den Beinen. Doktor! Helfen Sie mir doch! Wie wird man das Ungeziefer wieder los?“

Dr. Kircheiſen rieb ſich die Stirne: „Ja, iſt denn das möglich?“ rief er völlig faſſungslos. „Wie kommen denn dieſe Würmer daher? Die kann doch Ulam Singh unmöglich aus Indien mitgebracht haben!“

Der Baron brach wieder in ſein ſchrilles Gelächter aus. „Humbug, Doktor! Alles Humbug! Oder wahrſcheinlich eine Wachſuggeſtion! Soll ich Sie in den Arm zwicken, damit Sie aufwachen? Ja, Doktor, mein Tropengarten war beängſtigend echt, unheimlich echt, das müſſen Sie doch zugeben, Doktor!“

Die Bürſte

Dr. Kircheiſen ſchloß behutſam die Tür des Krankenzimmers und ging, die Inſtrumententaſche unter dem Arm, nachdenklich die Treppe hinab. Er hatte dem Baron am Morgen verſprochen, ihn rechtzeitig in Kenntnis zu ſetzen, wenn es mit Ulam Singh zu Ende ging. Die Stunde, in der er ſein Wort einzulöſen hatte, ſchien dem Arzt nicht fern zu ſein. Die Injektionen, mittels deren es ihm bis jetzt gelungen war, den Einfluß des Giftes zu bekämpfen und abzuſchwächen, begannen zu verſagen. Die letzte, vor einer Viertelſtunde verabreichte, war, ſo ſtark er auch die Doſis gewählt hatte, beinahe ohne jede Wirkung geblieben. Ulam Singh lag ſtumpf und teilnahmlos mit geſchloſſenen Augen auf ſeinem Lager, ein Zuſtand, der zweifellos das letzte Stadium des Todeskampfes vorbereitete. Dr. Kircheiſen, der im Treibhaus das feine Wunderwerk des Inders in der gleichen Stunde bewundert und zerſtört hatte, empfand in dieſem Augenblick zum erſtenmal ein tieferes Intereſſe für den ſeltſamen Fremdling, dem er bis jetzt nur als Träger eines bemerkenswerten Krankheitsbildes Beachtung abgewonnen hatte... Dort drinnen — dachte der Arzt — wird morgen ein großer Künſtler und Gelehrter ſterben, ein Menſch, dem Freund zu ſein ſich gelohnt hätte. Es wäre an-

regend und ſehr nützlich für mich geweſen, wenn ich mich mit ihm nur eine halbe Stunde lang über Gartenkunſt, über indiſche Tiere und Pflanzen hätte unterhalten können. Ich hätte ſicher allerlei Neues und Wiſſenswertes gelernt. Wie er es beiſpielsweiſe nur angeſtellt haben mag, der Nepenthes destillatoria, der fleiſchfreſſenden Pflanze, die gewohnte Inſektennahrung zu beſchaffen! Schade um Ulam Singh! Schade um dieſen ſonderbaren Menſchen, der ſich mit einem Tuchlappen den Mund verſperrte, weil er auch das kleinſte der Geſchöpfe Gottes nicht mit ſeinem Atemzug vernichten wollte. Welch eine tiefe Liebe zur Natur ſprach aus der ihm zur Religion gewordenen Gewohnheit. Schade um dieſen Mann. Freilich, der Tod wird ihm einen großen Kummer erſparen. Wie würde ihm zumute ſein beim Anblick des zerſtörten Tropengartens, ſeines Lebenswerkes, in dem Schaufel und Spaten ſo vandaliſch gewütet haben.

Dr. Kircheiſen war in die Halle getreten. Nein, hier war die Baroneſſe nicht. Die Springſchnur lag noch immer auf einem der Rohrſtühle, aber das junge Mädchen ſelbſt war nicht zu ſehen. Vielleicht auf der Terraſſe? Oder im Garten? Kaum. Es regnete ja wieder. Wo mochte ſie ſein? War ſie ausgegangen? Nun, dann blieb nichts übrig, als ſich bis zum Abendeſſen in Geduld zu faſſen und inzwiſchen die Taſche mit den Inſtrumenten wieder an ihren Platz zu bringen.

Vor der Türe ſeines Zimmers blieb der Arzt ſtehen und horchte. Was war das für ein Geräuſch, das da aus dem Zimmer kam? Wahrſcheinlich brachte der alte Philipp oder einer von den neuen Dienſtboten das Zimmer in Ordnung

und richtete das Bett für die Nacht zurecht. Dr. Kircheiſen zögerte nicht lange und trat ein.

Seine erſte Regung war, die Türe raſch wieder zu ſchließen und ſich davonzuſchleichen. Dr. Kircheiſen wollte ſeinen Augen nicht trauen: Die Baroneſſe ſelbſt war es, die mitten in ſeinem Zimmer ſtand. Aber ſie hatte ihn ſchon geſehen, zweifellos, denn ihr Geſicht war der Türe zugewendet. Eine überſtürzte Flucht hätte ihn lächerlich gemacht und die Peinlichkeit des Augenblicks nur noch erhöht. Darum: ruhig eintreten!

Die Baroneſſe ſchien nicht im geringſten verwirrt. Mit der Sicherheit der Dame von Welt, die auch in der ſchwierigſten Situation niemals die Haltung verliert, nickte ſie dem Arzt zu und lächelte, ein wenig abſichtlich, wie es ihm ſchien, und beinahe trotzig.

„Sie ſollen ſo hübſche Inſtrumente hier haben, Herr Doktor," ſagte ſie leichthin. „So nette kleine Meſſerchen und Spritzen und Nadeln. Die hab' ich mir anſchauen wollen."

Sie erwartete jetzt offenbar eine Erwiderung, etwas Liebenswürdiges, Verbindliches. Aber ihm war die Kehle wie zugeſchnürt. Er hatte kaum gehört, was ſie geſagt hatte .... Wie unvorſichtig und doch! Wie kühn und tapfer von ihr, mich hier in meinem Zimmer aufzuſuchen! .... dachte er .... In welche Gefahr hat ſich das junge Mädchen um meinetwillen begeben. Wie, wenn ſie hier überraſcht würde! Von ihrem Vater oder von einem Dienſtboten! Aber daran hat ſie nicht gedacht. Sie wollte einfach zu mir, und, während ich ſie überall geſucht hab', auf der Terraſſe, in der Halle, iſt ſie hierher gekommen in mein

Zimmer und hat hier auf mich gewartet, dieſes zarte, ſüße, wunderbare Geſchöpf, weiß Gott, wie lange ſie ſchon gewartet hat! ....

„Baroneſſe!“ flüſterte Dr. Kircheiſen und beugte ſich über ihre Hand.

„Sind ſie darin?“ fragte die Baroneſſe und zeigte auf die ſchwarze Ledertaſche, die der Arzt unter dem Arm trug.

„Was denn?“

„Die Meſſer und die Nadeln. Bitte, zeigen Sie mir ſie! Ich ſeh' ſo gerne ſcharfe, ſpitzige Meſſer.“ Sie turnte mit leichtem Schwung auf die Tiſchplatte, ſetzte ſich bequem zurecht und ordnete die Rockfalten.

„Ach, laſſen Sie doch die langweiligen Inſtrumente, Baroneſſe!“ ſagte der Arzt. „Ich freue mich ſo, mit Ihnen einmal ungeſtört plaudern zu können. Freilich, wenn jetzt jemand kommt ....“

Sie ſchob die Lippe verachtungsvoll vor. „Das iſt mir ganz egal.“

„Wirklich, Baroneſſe?“ ſagte Dr. Kircheiſen und haſchte freudig erregt über dieſes Geſtändnis nach ihrer Hand. Jetzt war ſie mit einem Male wieder in allen ihren Bewegungen, in dem lebhaften Spiel ihrer großen blauen Augen das anmutige und unbefangene Naturkind. Dieſe Plötzlichkeit der Wandlung! Dr. Kircheiſen hatte noch das Wort ‚Baroneſſe‘ auf den Lippen, und inzwiſchen war blitzſchnell aus der Dame von Welt der Wildfang geworden.

„Sind Sie wirklich der Inſtrumente halber hierher gekommen, Gretl?“ fragte der Arzt. Die Frage war wenig taktvoll, das ſah er im gleichen Augenblick ein und er konnte ſich's ſelbſt nicht erklären,

wie er den Mut zu ſolchen Worten gefunden hatte. Aber nun war's einmal geſagt und nun wollte er aus ihrem eigenem Mund erfahren, ob ihn nur leere Hoffnungen und Träume genarrt hatten.

Die Baroneſſe errötete, gab jedoch keine Antwort.

„Wirklich nur der Inſtrumente halber? Iſt das der einzige Grund geweſen, Gretl?" forſchte er eindringlich.

Die Baroneſſe ſenkte den Kopf und ſchwieg. Dann hob ſie ihn mit einem plötzlichen Ruck.

„Sie wiſſen's alſo?" fragte ſie.

„Ich hab's ſofort geahnt! Gleich als ich Sie in meinem Zimmer ſtehen ſah," rief Dr. Kircheiſen glücklich.

Die Baroneſſe war ganz ernſt geworden: „Schade. Es wär' ſo hübſch geweſen, wenn Sie die ganze Nacht wach geblieben wären und an mich gedacht hätten."

„Das werde ich beſtimmt tun, Gretl! Ich ſchwöre es Ihnen. Den ganzen Tag und die ganze Nacht. Wenn Sie wüßten, Gretl, was Liebe iſt!"

„Gewiß weiß ich das," ſagte die Baroneſſe ſehr ſachlich und beſtimmt. „Liebe iſt, wenn der Ritter den Drachen erſchlägt, der die Prinzeſſen bewacht, oder wenn er ein Meer durchſchwimmt."

„Wenn Sie doch nur einen Augenblick ernſt bleiben wollten, Gretl! Sie paßt ja wunderbar zu Ihnen, dieſe unaufhörliche Luſt, zu ſcherzen, aber die koſtbare Zeit verrinnt, die wir für uns allein haben. Wenn Sie doch nur ein wenig Mitleid mit mir haben wollten."

„Mitleid? Pfui!" ſagte die Baroneſſe ganz kalt und froſtig. „Das iſt langweilig: Mitleid. Der Ritter Blaubart, das war ein wirklicher Mann, der hat ſeinen Frauen den Kopf abgeſchlagen und

dann immer wieder eine andere genommen. Wenn ich heirate, muß mein Mann einen großen, blauen Bart haben, sonst nehm' ich ihn nicht."

Dr. Kircheisen betastete nachdenklich sein glattrasiertes Kinn und suchte die Baronesse zugunsten seiner Bartlosigkeit umzustimmen.

„Die Legende von dem blauen Bart des berühmten Frauenmörders," sagte er, „ist wissenschaftlich kaum haltbar. Die Historiker behaupten, daß es sich hier überhaupt nur um ein volksethymologisches Mißverständnis handle. Ihr Ritter Blaubart hat wahrscheinlich in Wirklichkeit nie im Leben einen blauen Bart gehabt."

„Aber der Schauspieler im Theater hat doch einen blauen Bart getragen!" meinte die Baronesse. „Aber freilich, nirgends wird soviel gelogen, wie im Theater. Nicht die Hälfte ist wahr. Ich geh' darum auch am liebsten in den Zirkus zu den Tieren. Die sind doch wenigstens wirklich wild."

„Da begegnen sich wieder einmal unsere Neigungen. Auch ich liebe Tierdressuren über alles."

„Heuer war ich elfmal im Zirkus. Achtmal hab' ich zugeschaut, wie der Wärter seinen Kopf dem großen Löwen ins Maul gesteckt hat."

„Achtmal! Guter Gott, war das nicht schließlich doch ein bißchen langweilig?"

„Nein. Gar nicht," sagte die Baronesse leise, lehnte sich zurück und schloß die Augen. „Ich bin immer wieder hin gegangen. Ich hab' gehofft, daß der Löwe doch endlich einmal ganz wild werden und dem Wärter den Kopf abbeißen wird. Oh, das hätt' ich gern gesehn, das hätt' ich gern gesehn!"

„Iſt das Ihr Ernſt?“ fragte der Arzt. Er ließ peinlich berührt ihre Hand fallen. Dieſer Zug ins Grauſame an dem ſchönen Geſchöpf erſchreckte ihn. Er blickte ſie an. Sie ſah älter aus in dieſem Augenblick als zuvor. Die leiſen Falten des Verblühens um Mund und Augen waren niemals ſo deutlich zu erkennen geweſen wie jetzt. Ein Unbehagen beſchlich ihn. Würde ſie auch zu ihm paſſen? Kann ein Weſen mit ſolch böſen Neigungen den Mann, dem es angehört, wirklich lieben? Wird ſie, deren Sinne nur noch nach den letzten Reizungen der Grauſamkeit verlangten, nicht ſeiner bald überdrüſſig werden und ihn dann kalt beiſeite werfen? Nein, ſie iſt kein guter Menſch, die Baroneſſe! ....

Eine kleine Pauſe des Schweigens und der Befangenheit entſtand. Es ſchien, als hätte die Baroneſſe ſeine Gedanken erraten.

„Jetzt muß ich gehen,“ ſagte ſie und ſprang von der Tiſchplatte herab. „Es iſt ſchon ſpät.“

Dr. Kircheiſens moraliſche Bedenken waren bei dieſen Worten ſofort in alle Winde verſcheucht.

„Nein, ich laſſe Sie nicht fort von hier, Gretl!“

„Wie wollen Sie mich halten?“ fragte ſie mit jenem trotzigen Vorſchieben der Lippe, das der Arzt ſchon an ihr kannte. „Sie können's nicht.“

„Sie müſſen mir verſprechen, daß ich Sie noch heute abend wiederſehen darf. Ich habe Ihnen noch ſo viel zu ſagen.“

„Noch heute abend?“ wiederholte die Baroneſſe nachdenklich.

„Ja! Ich hab' Ihnen viel zu erzählen. Beſtimmen Sie ſelbſt den Ort und die Stunde! Oder, wenn Sie das mir überlaſſen wollen — ſagen wir:

Um zehn Uhr im Treibhaus. Dort ſind wir ſicher vor Störungen."

„Um zehn Uhr?" Sie ſchüttelte den Kopf. „Nein, das geht doch nicht."

„Aber warum denn nicht, Gretl?"

„Weil ich da ſchon ſchlafe."

„Ich bitte um Verzeihung, ich bin mit den Gewohnheiten des Hauſes noch nicht vertraut. Dann natürlich früher, wann es Ihnen angenehm iſt. Etwa um ſieben Uhr?"

„Gut," ſagte ſie.

„Alſo um ſieben Uhr im Treibhaus. Wir werden ganz allein ſein."

„Ganz allein! Wird das aber luſtig!" lachte die Baroneſſe. „Jetzt muß ich aber gehn."

Dr. Kircheiſen nahm nochmals all ſeinen Mut zuſammen.

„Einen Kuß noch, Gretl, bevor Sie gehen. Einen einzigen Kuß zum Abſchied!"

Die Bitte war kaum ausgeſprochen, als er ſie auch ſchon bereute. Wie hatte er nur ſo kühn ſein können! Am Ende hatte er jetzt mit ſeinem Ungeſtüm alles verdorben.

Doch nein! Die Baroneſſe war gar nicht beleidigt. Ja, ſie ſchien ſeine Bitte beinahe erwartet zu haben. Der aufs glücklichſte überraſchte Arzt ſah ſie plötzlich viel größer werden. Offenbar hatte ſie ſich, weiß Gott, warum! auf die Fußſpitzen geſtellt. Dann ſah er einen Augenblick lang ihre Lippen, zugeſpitzt, ſonderbarerweiſe gerade nach ſeinem rechten Naſenflügel zielen. Und dann fühlte er ihn, den Kuß, um den er gebeten hatte, auf ſeiner Naſe zwar, aber das tat ſeiner Glückſeligkeit weiter keinen Eintrag.

herrſcht hier! Der Vater findet ſeine Tochter im Zimmer eines fremden Herrn und ſagt nichts, rein nichts! Kaum ein einziges Wort des Zornes oder des Vorwurfs! Iſt nicht im geringſten empört über ſein eigenes Fleiſch und Blut. Du lieber Gott — — das verſtehe, wer kann! Solche Zuſtände! Solche Zuſtände! . . .

„Ich frage noch einmal, zum allerletzten Male frage ich Sie, ob Sie das Mittel anwenden wollen, Doktor," ertönte die Stimme des Barons. Im Zimmer war es mittlerweile ziemlich dunkel geworden. Aber die Stimme, die der Arzt vernahm, klang jetzt, wie ihm ſchien, ganz anders als früher. Nicht mehr bittend ‚nein: fordernd, beinahe herriſch. Aber Dr. Kircheiſen ließ ſich nicht einſchüchtern.

„Nein!" ſagte er nach kurzer Überlegung. „Ich kann meinen Standpunkt nicht ändern. Sie dürfen nicht weiter in mich dringen. Denn es iſt ein Verbrechen, zu dem Sie mich beſtimmen wollen, Herr Baron."

Wortlos verließ der Baron das Zimmer.

Dr. Kircheiſen blieb allein zurück. Er drückte auf den Lichtkontakt und ließ den Luſter aufflammen. Dann blickte er auf die Uhr: Zehn Minuten fehlten auf ſieben. Nun raſch in den Garten! Die Baroneſſe durfte er nicht warten laſſen . . . Wenn ſie nur kommt! Am Ende hält ſie der Baron zurück. Vielleicht wird ſie's erſt jetzt zu büßen haben, daß er ſie hier bei mir im Zimmer angetroffen hat . . .

Dr. Kircheiſen blickte ſich um, ehe er aus der Türe trat. Alle Dinge hier im Zimmer waren ihm mit einemmal lieb und vertraut geworden. Dort der Tiſch, auf dem ſie geſeſſen war. Der

Vorhang, hinter den er sie versteckt hatte. Dort — — Was war das? Die Decke, die über das Bett gebreitet lag, war verschoben und arg zerknüllt! Hier hatte jemand alles durcheinander geworfen und dann rasch wieder Ordnung schaffen wollen. Sollte am Ende sie .... durchfuhr es ihn .... Mein Kommen hat sie gestört! Sie hat am Ende eine Überraschung vorbereitet. Vielleicht hat sie mir Ihr Bild gebracht! Auf jeden Fall ist hier etwas versteckt worden! Wie hatte sie nur gesagt?: „Es wär' so hübsch gewesen, wenn Sie die ganze Nacht wachgeblieben wären und an mich gedacht hätten!" Natürlich! Ihr Bild hat sie mir gebracht, ganz bestimmt! Solch eine liebe, reizende Überraschung!

Dr. Kircheisen fuhr mit der Hand unter die Bettdecke und tastete zwischen den Pölstern. Er fühlte einen harten Gegenstand und zog ihn hervor. Ernst und nachdenklich betrachtete er dann das Ding, das er in der Hand hielt.

Es war eine Bürste.

Dr. Kircheiſen verließ leiſe und vorſichtig das Haus. Der Park lag in abendlicher Dunkelheit, und über den Baumwipfeln ſchimmerte ein grauvioletter Himmel. Einen Augenblick lang blieb der Arzt ſtehen und blickte ſich um. Niemand in der Nähe. Finſternis ringsumher, nur die erleuchteten Fenſter des Krankenzimmers warfen große, gelbe Lichtſtreifen auf den Kies. Aus der Ferne ertönte das Klingeln der elektriſchen Straßenbahn.

Im Treibhaus war die Baroneſſe noch nicht. Dr. Kircheiſen machte vor allem Licht; ein kümmerliches Licht allerdings nur, denn die kleine, grüne Glühlampe, die an der Decke hing, war zu ſchwach für den großen Raum. Dann ließ er ſich auf einen zerbrochenen, grünen Gartenſtuhl nieder und wartete.

Es dauerte eine Viertelſtunde etwa, eh ihn ein leiſes Zirpen, in dem er das Geräuſch der Türangel erkannte, aufſchauen ließ. Endlich! Da war die Baroneſſe! Sie ſah reizend aus! Ganz außer Atem war ſie und das Tuch, das ſie um die Schultern geworfen hatte, wehte hinter ihr her.

„Gretl! Wie ſoll ich Ihnen dafür danken, daß Sie gekommen ſind!“

Er erinnerte ſich plötzlich an die Bürſte in ſeinem Bett und faßte die Baroneſſe bei beiden Handgelenken. „Sie Spitzbub, Sie kleiner!“

Der „Spitzbub“ ſchien ihr unendlich viel Spaß zu machen. „Haben Sie ſie ſchon gefunden? Wie luſtig! Ich hab's der Mama vor ein paar Tagen genau ſo gemacht. Ich glaub, ſie iſt noch heute bös darüber. Sind Sie auch bös?“

„Sehr! Aber wenn ich einen Kuß bekomme, bin ich wieder gut!“

Die Baroneſſe war keine Freundin von Ziereien. Nur, wie komiſch: Sie ſtellte ſich auf die Fußſpitzen, wenn ſie küßte! Weshalb nur? Was war das für eine eigenartige Gewohnheit? Dem Arzt blieb nicht viel Zeit, darüber nachzudenken. Der Kuß, den er verlangt hatte, landete irgendwo in der Umgebung ſeines rechten Auges und warf ihm beinahe den Zwicker von der Naſe.

Dr. Kircheiſen rückte vor allem das Augenglas wieder an ſeinen Platz. Dann faßte er die Baroneſſe an den Handgelenken. Der Augenblick der Entſcheidung ſchien ihm gekommen zu ſein.

„Gretl?“ flüſterte er. „Wollen Sie .... willſt du meine Frau werden?“

„Heiraten?“ fragte die Baroneſſe nachdenklich. „Wann?“

„Bald. In ein paar Wochen, wenn es geht.“

„Nein,“ ſagte die Baroneſſe ſehr ruhig und beſtimmt. Aber gleich darauf ſchien ſie ſich's anders überlegt zu haben. „Oder ja,“ ſagte ſie. „Gut.“

Dr. Kircheiſen holte tief Atem. Er zitterte vor Erregung am ganzen Körper. Wie raſch das gekommen war ... Heute morgens hatte er die Baroneſſe noch nicht gekannt — jetzt vermochte er ſich gar nicht mehr vorzuſtellen, wie er ohne ſie leben könnte. Heute beim Frühſtück, als ſie ihm kaum die Hand reichte, wie hätte er da in

ſeinen kühnſten Träumen an das Glück zu denken gewagt, das er jetzt als ſicheren Beſitz in Händen hielt.

Die Baroneſſe machte ſich aus ſeinen Armen los und blickte ſich um. „Die vielen, ſchönen Blumen ſind jetzt alle fort!“ ſagte ſie leiſe.

„Ja, die ſind fort!“ ſagte Dr. Kircheiſen und ſenkte ſchuldbewußt den Kopf. „Tod und verwelkt.“

Eine Weile ſchwiegen ſie beide, dann begann der Arzt ſeine Pläne zu entwickeln.

„Ich werde meine Praxis wieder aufnehmen. Dann habe ich mit den Zinſen meines Vermögens ſo viel und mehr, als wir beide zu einem behaglichen Leben brauchen. Ich habe meine große Junggeſellenwohnung am Kohlmarkt, fünf Zimmer mit Balkon und Küche und allem andern, die könnten wir fürs erſte behalten. Zweiter Stock, mit Lift natürlich.“

„Die Küche auch im zweiten Stock?“

„Natürlich.“

„Das geht nicht,“ erklärte die Baroneſſe. „Die Puzzi Schönborn, Mamas Freundin, die vorige Woche geheiratet hat, die hat die Küche im Parterre und die übrige Wohnung im erſten Stock. Das Eſſen wird unten zugerichtet und, wenn es fertig iſt, im Aufzug heraufgeſchickt. So will ich's auch haben.“

„Ich verſteh' von ſolchen Dingen nicht viel, ich will mich gern nach deinen Ratſchlägen richten, Kind. Ich werde noch heute mit meinem Hausherrn ſprechen und ihm ſagen, daß ich auf die Wohnung im erſten Stock reflektiere,“ ſagte Dr. Kircheiſen und überlegte ſorgenvoll, wie er die alte Bettina beſtimmen könnte, gutwillig das Feld ihrer

Tätigkeit ein Stockwerk tiefer zu verlegen. „Und was machen wir aus der leeren Küche?“ fragte er dann.

„Eine Dunkelkammer.“

„Natürlich! Du haſt viel Sinn für das Praktiſche,“ ſagte Dr. Kircheiſen voll ehrlicher Bewunderung. „Mir geht er leider faſt völlig ab. Du photographierſt?“

„Nein.“

„Ich auch nicht.“

„Das macht nichts. Eine Dunkelkammer müſſen wir haben. Papa hat auch eine, mit grünen und roten Lampen. Aber er läßt mich nicht hinein. Damit ich ihm nicht alles ruiniere und zerbreche, ſagt er.“ Sie dachte eine Weile nach. „Und das Telephon muß neben meinem Bett ſein.“

„Im Schlafzimmer? Iſt das jetzt modern ſo?“

„Natürlich. Früh, wenn ich aufwach', frag' ich dann gleich in der Küche an, was es zu Mittag gibt. Dann ruf' ich Papa an: ‚Hier Spatz! Es iſt halb zehn und ich lieg' noch immer im Bett!‘ Wird das luſtig! Ich glaub', Papa wird's nicht erlauben.“

„Was?“

„Daß wir heiraten.“

Dr. Kircheiſen ſchwieg. Nach den Erfahrungen, die ihm in dieſer Hinſicht zur Verfügung ſtanden, mußte er zugeben, daß die Baroneſſe mit ihrer Skepſis weitblickender war, als er.

„Tut nichts,“ ſagte das junge Mädchen nach einer Weile Nachdenkens. „Dann bleiben wir eben verlobt. Wir müſſen jetzt unſere Anfangsbuchſtaben irgendwo einſchneiden und ein Herz ringsherum. So hat's meine frühere Franzöſin

auch gemacht, wie sie sich mit ihrem Postbeamten verlobt hat. Da hier, in diesen Baum da. Da ist Platz genug."

Dr. Kircheisen fand diesen Vorschlag reizend. Mit seinem Taschenmesser schnitt er in kräftigen Zügen seine und der Baronesse Initialen in den Stamm des Mangobaumes und zog ein kunstvoll geschnörkeltes Herz herum.

Die Baronesse war mit seiner Leistung durchaus zufrieden. „So. Jetzt sind wir richtig verlobt," sagte sie. „Adieu. Es ist schon spät. Ich hab' so Angst. Ich muß gehen."

Sie legte mit einer reizenden Geste der Besorgnis die Hand an ihre Wange und war im nächsten Augenblick zur Tür hinaus.

Dr. Kircheisen blickte ihr ein Weilchen nach. Dann zog er sein Notizbuch hervor und notierte: Morgen mit dem Hausherrn sprechen, wegen der Küche im ersten Stock. Bei der Telephonzentrale um einen neuen Gesellschaftstelephon-Anschluß ansuchen. — — Er steckte sein Notizbuch ein. ... Es wird gut sein, wenn ich das Gesuch gleich morgen ausfertige, denn es dauert ja doch mindestens ein halbes Jahr, eh man in Wien einen neuen Telephonanschluß bekommt.

Dr. Kircheisen horchte auf. Wenn ihn sein Ohr nicht täuschte, so waren das Schritte, die sich näherten. Wahrhaftig, zwei Gestalten kamen durch den Garten auf das Treibhaus zu. Der Baron war es und der alte Philipp. Was wollen die hier um diese Abendstunde im Treibhaus? Hat der alte Herr Verdacht geschöpft? Wollten die beiden ihn und die Baronesse hier überraschen?...

Dr. Kircheisen blickte sich eilig nach einem Ver-

ſteck um. Er mußte verſchwinden .... wie ſollte er dem Baron ſeine Anweſenheit erklären? Dort hinter dem Gartentiſch, auf dem die vielen Topfblumen ſtanden .... dort würde ihn ſicher niemand bemerken.

„Du kannſt ruhig hereinkommen," hörte er die Stimme des Barons. „Hier iſt keine Schlange mehr. Ich hab' ſie alle erſchlagen."

Baron Vogh kam langſam und mit geſenktem Kopf auf den Mangobaum zu. Der alte Diener ging ein paar Schritte hinter ſeinem Herrn, und auch er hielt den Kopf bekümmert zur Erde geſenkt.

Jetzt legte der Baron die Hände an den Stamm des indiſchen Baumes und fuhr beinahe zärtlich ſtreichelnd über die rißige Rinde.

Dr. Kircheiſen wagte in ſeinem Verſteck kaum zu atmen. Sorgenvoll beobachtete er das ſonderbare Tun des Barons. Wie, wenn die beiden das Herz in der Rinde entdeckten mit ſeinen und der Baroneſſe Anfangsbuchſtaben darin!

„Philipp, ſieh: Er trägt ſchon Früchte." Die Hand des Barons taſtete im Blätterwerk. Ein Aſt, den er ergriffen hatte, bog ſich nieder und ſchnellte zurück. Der alte Philipp kam näher, nahm eine Frucht aus der Hand des Barons, beſah ſie lange und biß hinein.

„Wie merkwürdig das ſchmeckt," ſagte er. „Beinahe wie Aprikoſen und auch wieder wie ſaure Gurken."

„Wie lange wird's dauern," ſagte der Baron und ſeine Stimme klang müde und traurig, „ſo werden die Früchte vertrocknet ſein oder abgefallen auf der Erde faulen. Und die Blätter werden verwelken und der Stamm wird morſch werden und wie Zunder auseinanderfallen."

„Jetzt kann der Herr Baron bedauern," flüsterte Philipp heiser vor Erregung. „Jetzt sind Herr Baron verzweifelt, jetzt, wo es zu spät ist."

„Vielleicht ist's nicht zu spät. Freilich, der Doktor verweigert mir sein Serum. Gott verzeih' ihm's, er weiß nicht, welche Schuld er auf sein Gewissen nimmt."

„Vielleicht, wenn der Herr Baron ihm alles sagen würde, was geschehen ist. Vielleicht dann —"

„Dann würde er mir auch nicht glauben. Ins Gesicht lachen würde er mir. Aber vielleicht kommt Ulam Singh nochmals zu sich! Einmal ist er schon wach gewesen, vollkommen bei Besinnung war er und hat sogleich nach Hanf verlangt und ein Tuch zu verschlingen versucht. So haben seine Experimente immer begonnen. Wenn er nur nochmals erwachen wollte."

„Ich hab' den Herrn Baron immer gewarnt. Himmelhoch hab' ich gebeten. Lassen sich der Herr Baron nicht ein mit diesem Fremden, der doch ganz sicher kein Christ ist, wenigstens kein katholischer. Aber auf mich alten Mann hat man ja nicht gehört!"

„Was nützt es, Philipp, wenn du mich jetzt an all das erinnerst. Ja, ich war leichtsinnig."

„Übermütig .... der Herr Baron verzeihen schon."

„Ja, Übermut war es, Tollheit, Selbstmord! Philipp, es hat schon manch einer sein Leben vergeudet. Mit Spielen, mit Trinken oder mit Weibern. Aber so sinnlos frivol wie ich hat noch niemals ein Mensch sein Leben weggeworfen. Und nicht allein das meine! An mir liegt nichts."

„Das dürfen der Herr Baron nicht sagen."

„An mir liegt gar nichts! Aber eine Unschuldige

hab' ich mit ins Verderben geriſſen. Mein armes Kind ...."

Der Baron verſtummte mit einem Male. Irgend etwas zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Wortlos, aber voll Erregung ſtarrte er auf den Mangobaum.

... Hat er jetzt die Buchſtaben in der Rinde entdeckt? .... durchfuhr es den Arzt .... Wird er weiter ſprechen? Wird er jetzt endlich den Schleier lüften? Dr. Kircheiſen lauſchte angeſtrengt. Alles Blut drängte ihm zum Kopf. Dieſe wilden Anklagen, von denen er nur Bruchſtücke verſtanden hatte, dieſe furchtbare Beichte, deren Sinn ſo dunkel war, wie alles, was er in dieſem Hauſe gehört und geſehen hatte! Und was, um Gottes willen, hatte ſeine Braut mit all dem zu tun? „Eine Unſchuldige mit ins Verderben geriſſen! Mein armes Kind!" Um des Himmels willen, welche Gefahr drohte der Baroneſſe? ....

Ein Geräuſch unterbrach die Stille, ein feines Geräuſch von unbeſtimmter Art. Dann ſtieß der alte Philipp einen erſchreckten Ruf aus: „Da .... da iſt er!"

„Wo?" rief der Baron.

„Hier .... ſehen Sie nur! Auf dem Zweig gerade vor Ihnen. Wie groß er iſt und wie merkwürdig er ausſieht!"

„Verwünſchte Beſtie!" ſchrie der Baron und ſeine Stimme ſchlug ſchrill in den Diskant hinauf. „Wie kommſt du wieder her? Iſt die Brut noch immer nicht vertilgt? Verdammtes Ungeziefer! Stirb! So .... ſo .... ſo!"

Das Geräuſch eines ſtampfenden Fußes ertönte. Der Baron ſelbſt konnte den Arzt von ſeinem

„Jetzt kann der Herr Baron bedauern,“ Philipp heiser vor Erregung. „Jetzt sind Baron verzweifelt, jetzt, wo es zu spät ist.“

„Vielleicht ist's nicht zu spät. Freilich, der verweigert mir sein Serum. Gott verzeih' er weiß nicht, welche Schuld er auf sein G nimmt.“

„Vielleicht, wenn der Herr Baron ihm sagen würde, was geschehen ist. Vielleicht da

„Dann würde er mir auch nicht glauben Gesicht lachen würde er mir. Aber vielleicht Ulam Singh nochmals zu sich! Einmal ist e wach gewesen, vollkommen bei Besinnung und hat sogleich nach Hanf verlangt un Tuch zu verschlingen versucht. So haben Experimente immer begonnen. Wenn er nu mals erwachen wollte.“

„Ich hab' den Herrn Baron immer ge Himmelhoch hab' ich gebeten. Lassen sich der Baron nicht ein mit diesem Fremden, der doch sicher kein Christ ist, wenigstens kein katholischer auf mich alten Mann hat man ja nicht ge

„Was nützt es, Philipp, wenn du mich je all das erinnerst. Ja, ich war leichtsinnig.“

„Übermütig .... der Herr Baron ver schon.“

„Ja, Übermut war es, Tollheit, Selbs Philipp, es hat schon manch einer sein Leben geudet. Mit Spielen, mit Trinken oder mit We Aber so sinnlos frivol wie ich hat noch ni ein Mensch sein Leben weggeworfen. Und allein das meine! An mir liegt nichts.“

„Das dürfen der Herr Baron nicht sagen

„An mir liegt gar nichts! Aber eine Unsch

ſteck um. Er mußte verſchwinden .... wie ſollte er dem Baron ſeine Anweſenheit erklären? Dort hinter dem Gartentiſch, auf dem die vielen Topfblumen ſtanden .... dort würde ihn ſicher niemand bemerken.

„Du kannſt ruhig hereinkommen," hörte er die Stimme des Barons. „Hier iſt keine Schlange mehr. Ich hab' ſie alle erſchlagen."

Baron Vogh kam langſam und mit geſenktem Kopf auf den Mangobaum zu. Der alte Diener ging ein paar Schritte hinter ſeinem Herrn, und auch er hielt den Kopf bekümmert zur Erde geſenkt.

Jetzt legte der Baron die Hände an den Stamm des indiſchen Baumes und fuhr beinahe zärtlich ſtreichelnd über die rißige Rinde.

Dr. Kircheiſen wagte in ſeinem Verſteck kaum zu atmen. Sorgenvoll beobachtete er das ſonderbare Tun des Barons. Wie, wenn die beiden das Herz in der Rinde entdeckten mit ſeinen und der Baroneſſe Anfangsbuchſtaben darin!

„Philipp, ſieh: Er trägt ſchon Früchte." Die Hand des Barons taſtete im Blätterwerk. Ein Aſt, den er ergriffen hatte, bog ſich nieder und ſchnellte zurück. Der alte Philipp kam näher, nahm eine Frucht aus der Hand des Barons, beſah ſie lange und biß hinein.

„Wie merkwürdig das ſchmeckt," ſagte er. „Beinahe wie Aprikoſen und auch wieder wie ſaure Gurken."

„Wie lange wird's dauern," ſagte der Baron und ſeine Stimme klang müde und traurig, „ſo werden die Früchte vertrocknet ſein oder abgefallen auf der Erde faulen. Und die Blätter werden verwelken und der Stamm wird morſch werden und wie Zunder auseinanderfallen."

Verſtecke aus jetzt nicht ſehen, aber der Schatten an der Wand huſchte und zuckte in wilden Verrenkungen auf und ab. Jetzt ſchien der Baron völlig erſchöpft ſich gegen die Bruſt des alten Philipp zu lehnen. Es war ganz ſtill, nur die ſchweren, keuchenden Atemzüge des Barons waren hörbar.

„Er war ſehr ſchön. So einen hab' ich noch nie geſehn," ſagte der alte Diener. „Der Herr Baron hätten ſich nicht ſo aufregen ſollen. Es war kein Grund."

„Komm, Philipp, wir wollen gehen," ſagte der Baron leiſe.

Dr. Kircheiſen hörte die ſchlürfenden Schritte der beiden alten Männer ſich entfernen. Dann ertönte das Zirpen der Türangel. — Er war allein. Nun kam er aus ſeinem Verſteck hervor und ſuchte den Boden ab, dort, wo ihn der Fuß des Barons zerſtampft hatte.

Da lag ein großer Schmetterling. Tot und zertreten. Die Flügel, am Rande ausgefranſt, bebten noch leiſe. Sie waren tief ſchwarz gefärbt, die Vorderflügel trugen einen weißen Querbalken . . . Das iſt ja, ... durchfuhr es ihn .... ſollte das ein Papilio Hector ſein? Die Größe ſtimmt ungefähr: Er iſt faſt handtellergroß. Die weißen Querbalken und hier auf den Hinterflügeln die Reihe blutroter Flecken .... freilich! Es iſt der Papilio Hector, der ſchöne tropiſche Schmetterling mit den melancholiſchen Farben.

Wie merkwürdig: Alle dieſe Tiere, die furchtbare Tik Paluga, die läſtigen Landblutegel und jetzt der ſchöne Papilio Hector: Sie alle ſtammen aus Ceylon! Was hat das zu bedeuten? Iſt das

nur Zufall, daß alle dieſe tropiſchen Tiere, die hier ſo rätſelhaft auftauchen, dieſelbe Heimat haben? Und dieſer ſinnloſe Zorn, der den Baron beim Anblick des fremden, ſchönen Falters erfaßt hatte. Wie er ihn zerſtampft hatte! Mit dem gleichen Haß, mit dem er die ſchönen blühenden Lianen vernichtet hatte. Jetzt entſann ſich Dr. Kircheiſen plötzlich jenes erſchreckten Ausrufes des Barons, der ihm heute morgens ſo lächerlich ſinnlos vorgekommen war und deſſen Urſache er jetzt mit einem Male begriff. „Um Gotteswillen!“ hatte der Baron geſchrien. „Gibt es auch Tſe-tſefliegen in Ceylon?“

Kein Zweifel. Ausſchließlich Tiere der Ceylonfauna waren es, die den Baron in ſeinem Treibhauſe ängſtigten und verfolgten. Was hatte das zu bedeuten?

Dr. Kircheiſen fand keine Antwort auf dieſe Frage.

Er verließ das Treibhaus, aber die ſeltſamen Reden, die der Baron geführt hatte, ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. „Er will mir das Serum nicht geben, Gott verzeih ihm's, er weiß nicht, welche Schuld er auf ſein Gewiſſen nimmt,“ hatte der alte Mann geſagt. Und dann, die furchtbare Gefahr, die der Baroneſſe zu drohen ſchien. „Eine Unſchuldige ins Verderben geriſſen! Mein armes Kind!“

Nein! Dr. Kircheiſen hatte ſeinen Entſchluß gefaßt. Er wollte keine Schuld auf ſein Gewiſſen laden. Er durfte dem Baron das Karaſinſerum nicht länger verweigern. Vielleicht .... ein Gedanke durchfuhr ihn .... am Ende, es iſt ihm ſo viel an dem Serum gelegen: Vielleicht könnt' ich ſeine Zuſtimmung zu unſerer Eheſchließung

dafür erhalten! Es ist ohne Zweifel eine Ungesetzlichkeit, wenn ich das Serum verwende! Aber Ulam Singh ist nicht zu retten und überdies: Die Baronesse schwebt in irgendeiner, mir unbekannten Gefahr .... das allein schon rechtfertigt, was ich tue.

Tief in Gedanken versunken ging Dr. Kircheisen durch den Garten und auf sein Zimmer.

Wer aber war die fremde Frau geweſen, die der Baroneſſe in Ulam Singhs Krankenzimmer dieſen plötzlichen Schreck eingejagt hatte? Eine Fiebervision? Eine Halluzination der erregten Sinne? Ein Trugbild, das die überreizten Nerven den Augen der Baroneſſe vorgegaukelt hatten? Undenkbar! Es mußte ein Weſen von Fleiſch und Blut gewſen ſein. Denn der Baron hatte es ſo ernſthaft und mit ſolchem Nachdruck, als ob er mehr, als er ſagen wollte, über den rätſelhaften Vorgang wüßte, dem Arzt beſtätigt: „Gretl hat wirklich eine fremde Frau im Zimmer geſehen. Ja! Eine fremde Frau war es, die Gretl ſo erſchreckt hatte."

Wer in aller Welt war das geheimnisvolle Weſen, das der Baroneſſe in dem halbdunklen Zimmer erſchienen war? Woher war es gekommen und wohin ſo raſch wieder verſchwunden? Sollte es etwa geheime Tapetentüren im Zimmer geben? Zu den vielen Rätſeln des Hauſes war ein neues, quälendes hinzugekommen, eins, das den Arzt die ganze übrige Nacht hindurch um ſeinen Schlaf und ſeine Ruhe brachte.

So hatte ſich die Sache abgeſpielt: Gegen halb zwölf Uhr nachts hatte der Arzt das Buch, in dem er geblättert hatte, beiſeite gelegt. Bevor er zu Bette ging, war es ſeine Pflicht, nochmals nach

dafür erhalten! Es ist ohne Zweifel eine Ungesetzlichkeit, wenn ich das Serum verwende! Aber Ulam Singh ist nicht zu retten und überdies: Die Baronesse schwebt in irgendeiner, mir unbekannten Gefahr .... das allein schon rechtfertigt, was ich tue.

Tief in Gedanken versunken ging Dr. Kircheisen durch den Garten und auf sein Zimmer.

„Ich bin müde. Ich möchte ſchlafen gehen!“ ertönte plötzlich die Stimme der Baroneſſe.

Die Baroneſſe war auch hier? Dr. Kircheiſen ſtieß ſogleich die Türe auf.

In dem ſchwach erleuchteten Zimmer bot ſich ihm ein merkwürdiger Anblick.

Ulam Singh ſaß auf dem Boden in der Mitte des Raumes. Er war bewußtlos, das ſtellte der Arzt auf den erſten Blick feſt. Seine Augen waren geſchloſſen, ſein Kopf auf die rechte Schulter geſunken. Ungewöhnlich und beinahe grotesk war die Art, wie er ſaß: Der dunkle, ausgemergelte Körper des Inders war zu einer unnatürlichen, beinahe unglaubhaften Haltung verrenkt. Der rechte Fuß lag auf dem linken Oberſchenkel und der linke auf dem rechten Oberſchenkel, ganz oben, beinahe an die Hüften gepreßt, und die linke Hand hielt die rechte Fußſpitze gepackt, während die rechte ſchlaff am Körper hinabhing. Der Baron ſtand über den Inder gebeugt und ſtarrte ihm mit einem Ausdruck der Angſt und der Erwartung ins Geſicht. Der alte Philipp kniete hinter Ulam Singh auf dem Boden und rieb Stirne und Schläfen des Inders mit einem naſſen Tuch.

Ein Häufchen glühender Aſche lag vor Ulam Singh auf der Erde, das ſandte dünne, bläuliche Rauchwolken in die Höhe; ſie waren es, die den ganzen Raum mit jenem fremdartigen Duft erfüllten, den der Arzt ſchon draußen am Gang geſpürt hatte.

Auf dem Tiſch ſtanden zwei brennende Kerzen. Die Baroneſſe ſaß mit geſchloſſenen Augen in einem Lehnſtuhl.

„Was geht hier vor?“ fragte der Arzt. „Was iſt mit Ulam Singh geſchehen, Herr Baron?“

Keiner von den dreien hatte den Arzt bemerkt. Jetzt fuhr der Baron erschrocken in die Höhe. Er war verwirrt und verlegen und bot in seinen ewig schlotternden Kleidern einen kläglichen Anblick.

„Ulam Singh hat gerufen," stammelte er. „Er ist aufgewacht und hat sein Bett verlassen. Haben Sie nichts gehört, Doktor?"

„Nein," sagte der Arzt. „Und ich achte auf den leisesten Laut, der aus dem Krankenzimmer kommt. Es ist merkwürdig, daß Sie sein Rufen gehört haben. Mein Zimmer ist viel näher gelegen als das Ihre."

„Jetzt können wir wohl nichts weiter tun, als ihn wieder zu Bett bringen," sagte der Baron rasch. „Hilf mir, Philipp."

„Was bedeutet das hier?" fragte Dr. Kircheisen, während die beiden den Inder in sein Bett hoben, und wies auf das Häufchen glühender Asche.

„Hanf," sagte der Baron. „Es ist Hanf. Ulam Singh liebt diesen Geruch. Bleiben Sie jetzt bei dem Kranken? Oder haben Sie etwas dagegen, wenn ich die Nacht über bei ihm wache?"

„Herr Baron!" sagte der Arzt nach kurzem Überlegen. „Ich werde jetzt vor allem dem Patienten seine Injektion geben. Wenn das getan ist, möchte ich gerne unter vier Augen mit Ihnen sprechen. Wollen Sie mich in meinem Zimmer erwarten?"

„Sehr gerne, Doktor! Komm Spatz, bist schon schläfrig, mein Kind, nicht wahr?"

Der Baron und der alte Diener verließen das Zimmer. Die Baronesse erhob sich schlaftrunken aus ihrem Lehnstuhl, nahm die Kerze und wollte ihrem Vater folgen. Aber der Arzt ergriff ihre Hand und hielt sie fest.

„Gretl," flüsterte er. „Jetzt werd' ich mit deinem Vater sprechen."

„Bin müde," klagte die Baronesse im Halbschlaf.

„Ich weiß es bestimmt: diesmal wird er nicht ‚Nein' sagen."

„Möcht' schlafen," flüsterte die Baronesse.

„Seh' ich dich morgen beim Frühstück?"

Die Baronesse blickte müde auf und sah den Arzt mit verschlafenen Augen an. Im nächsten Augenblick stieß sie einen entsetzten Schrei aus und ließ die Kerze fallen.

Es war stockdunkel im Zimmer.

„Gretl, was ist dir denn?" fragte der Arzt erschrocken.

„Die Frau!" rief die Baronesse und klammerte sich mit beiden Händen an Dr. Kircheisens Arm. „Die fremde Frau!"

„Wo denn, Gretl?"

„Hier im Zimmer!"

„Aber hier ist doch kein Mensch außer dem Gärtner und uns beiden, Gretl."

„Ich fürcht' mich. Ich will hinaus."

Dr. Kircheisen führte die Baronesse aus dem Zimmer. Auf dem Gang machte er Licht. Irgend etwas mußte sie heftig erschreckt haben, denn sie war leichenblaß im Gesicht und zitterte am ganzen Körper. Dr. Kircheisen ergriff ihre Hand und zählte die Pulsschläge.

Da kam auch schon der Baron eilig den Gang heraufgestürzt und der alte Philipp hinter ihm.

„Gretl, wo bleibst du?" rief der Baron. „Was ist geschehn? Warum hast du geschrien?"

Dr. Kircheisen zuckte die Achseln: „Ihre Nerven haben ihr einen Streich gespielt. Sie behauptet"

.... der Arzt lächelte .... „eine fremde Frau im Zimmer gesehen zu haben."

„Eine fremde Frau hast du gesehen, Gretl?" fragte der Baron.

„Ja. Mitten im Zimmer. Sie hat eine Kerze in der Hand gehabt und mich so starr angesehen. Ich hab' Angst, Papa."

Der Baron und der alte Diener warfen sich einen stummen Blick zu. „Geh schlafen, mein Liebling!" sagte der Vater. „Hab keine Angst. Sie wird nicht mehr kommen, die fremde Frau. Philipp wird bei dir bleiben die ganze Nacht hindurch, Spatz, und ich auch, wenn du dich fürchtest."

„Ein bißchen Fieber wahrscheinlich. Es dürfte eine der bläulichen Hanfwolken gewesen sein, die die Baronesse für eine weibliche Figur gehalten hat. Oder neigt Ihre Tochter am Ende zu Halluzinationen?" fragte der Arzt mit einem leichten Anflug von Besorgnis, als die Baronesse sich entfernt hatte.

„Nein, Doktor. Das war keine Hanfwolke und keine Halluzination. Meine Tochter hat wirklich eine fremde Frau im Zimmer gesehen. Ja, eine fremde Frau war es, die Gretl so erschreckt hat," sagte der Baron ernst und trat in das Krankenzimmer.

Er machte Licht und blickte sich um. „Natürlich. Hab' ich mir's doch gleich gedacht."

Er bückte sich und hob ein großes, braunes Tuch vom Boden auf. „Helfen Sie mir, Doktor," bat er. „Wir wollen es wieder dorthin hängen, wohin es gehört."

„Sie meinen, daß dieses Tuch die fremde Frau gewesen ist?" fragte der Arzt lächelnd.

„Nein. Ich sagte Ihnen ja, Gretl hat wirklich eine fremde Frau gesehen."

Er stieg auf einen Stuhl und bemühte sich, mit dem Tuch einen mannshohen Wandspiegel zu verhängen, von dem es scheinbar herabgeglitten war.

„Herr Baron," sagte der Arzt. „Wir könnten unsre kurze Unterredung gleich hier erledigen."

„Ja. Ich höre."

„Ich habe Ihnen heute nachmittags das Karasinserum verweigert. Inzwischen habe ich mir die Sache überlegt. Ich werde das Mittel anwenden, wenn Sie wünschen."

„Ist das Ihr Ernst?" schrie der Baron, ließ das Tuch fallen und stieg, so rasch als er konnte, vom Stuhl hinab. „Jetzt gleich?"

„Ein wenig Geduld!" sagte der Arzt. Ich muß mir erst das Präparat und meinen kleinen Kochapparat aus meiner Wohnung kommen lassen. Um halb acht Uhr morgens wird alles bereit sein."

„Wie soll ich Ihnen danken, Doktor!" rief der Baron in überquellender Freude. „Mein ganzes Vermögen reicht nicht aus, um Ihnen so zu danken, wie ich möchte."

„Wenn Sie glauben, daß der Dienst, den ich Ihnen erweise, wertvoll genug ist, dann bitte ich Sie nochmals ...."

„Nun!" rief der Baron. „Fordern Sie! Fordern Sie unbeschränkt!"

„.... um die Hand Ihrer Tochter," sagte der Arzt leise.

„Die Hand wessen?"

„Ihrer Tochter!"

„Soll das ein Scherz sein?"

Der Arzt verlor die Geduld. „Herr Baron!“ ſagte er in ſehr beſtimmtem Ton. „Sie tun unrecht, meine Bitte ſo von oben herab zu behandeln. Ich hab' einen Namen in der Wiſſenſchaft und bin korreſpondierendes Mitglied zweier Akademien. Auch bin ich materiell unabhängig. Meine Entdeckung, das Karaſinſerum, wird mich, wenn es mir gelingt, ſie zu vervollkommnen, reich und vielleicht auch weltberühmt machen.“

Der Baron blickte den Arzt nachdenklich an.

„Sie haben recht, Doktor!“ ſagte er. „Ich bitte Sie um Verzeihung: Ich bin blind geweſen. Das war ja vorauszuſehen.“ Er ſchlug ſich an die Stirne. „Wie konnte mir nur das entgehen!“

„Darf ich alſo auf Ihre Einwilligung rechnen, Herr Baron?“

„Sie ſollen die Hand meiner Tochter haben, wenn Sie ſie morgen verlangen werden, Doktor.“

„Ich danke Ihnen, Herr Baron.“

„Wenn Sie ſie morgen noch verlangen werden,“ wiederholte der Baron mit Nachdruck. „Und nun gute Nacht, Doktor. Und nicht wahr, morgen früh iſt alles bereit? Ich glaube, ich werde wieder ſchlafen können, heute nacht.

„Anzünden!“ befahl Dr. Kircheiſen. Der alte Philipp brannte ein Streichholz an und ließ die Spiritusflamme emporſchießen.

Dr. Kircheiſen hatte inzwiſchen ſeine ſchwarze Ledertaſche geöffnet und ihren Inhalt auf den Tiſch ausgeſchüttet. Aus einer flachen Blechbüchſe nahm er die Phiole und erwärmte ſie vorſichtig über der Spiritusflamme.

„Philipp!“ flüſterte der Baron. Ruf' die Baroneſſe! Bring' ſie raſch hierher.“

Jetzt ſchüttete Dr. Kircheiſen eine goldgelbe Flüſſigkeit aus der Phiole in das Röhrchen der Spritze. Dann ſetzte er ſich an den Bettrand.

Ulam Singhs Geſicht war erdfarben, beinahe fahl. Die Rippen drängten unter der dunklen Haut hervor. Sein Körper zitterte unter jedem Atemzug.

Mit einem raſchen Ruck ſetzte Dr. Kircheiſen die Nadelſpitze ein und drückte den Kolben nieder. Dann erhob er ſich, trat hinter die Bettlehne zurück und legte die Spritze aus der Hand.

Der Baron ſtand mit vorgebeugtem Kopf und ſtarrte den Kranken erwartungsvoll an.

„Gleich ...“ ſagte der Arzt. „Nur ein wenig Geduld noch.“

„Wird er jetzt erwachen?“ fragte der Baron. Seine Stimme zitterte vor Erregung.

„Sehen Sie ſelbſt!“

„Gottes Wunder . . .“ flüſterte der Baron.

„O nein! Genau ſo war's bei der Petronella Hallaſch auch. So wirkt das Karaſinſerum immer.“

Ein heftiger Ruck war durch Ulam Singhs Körper gegangen. Seine Knie hoben ſich zu einem ſpitzen Winkel und glitten dann langſam nieder. Sein Kopf zuckte in die Höhe.

Jetzt ſchlug er die Augen auf. Sie waren ſchauerlich anzuſehen: Die Pupillen groß wie Haſelnüſſe, der Augapfel ein ſchmaler, bräunlichgelber Ring. Der Kranke erhob ſich mühſam, keuchte heftig und ſank wieder zurück.

„Ulam Singh!“ rief der Baron.

Der Inder drehte langſam den Kopf und bewegte die Lippen. Aber kein Laut wurde hörbar. Ulam Singh ſchloß die Augen und lag eine Weile regungslos.

Eine Minute verrann. Der Baron ſtand noch immer über den Inder gebeugt und ſah ängſtlich mit einem ſcheuen Seitenblick nach dem Arzt hin . . . Sollte das Serum verſagen? . . . bettelte dieſer ſtumme Blick. . . . Helfen Sie doch, Doktor! Sagen Sie doch ein Wort! . . .

Dr. Kircheiſen nickte dem Baron beruhigend mit dem Kopfe zu . . . Es iſt alles in Ordnung! . . . bedeutete das . . . Nur noch ein paar Sekunden Geduld. Kein Grund zur Beunruhigung. Das Serum tut ſeine Wirkung, ſeien Sie deſſen gewiß . . . .

Keiner von beiden hatte ein Wort geſprochen. Dennoch hatte jeder des anderen ſtumme Sprache verſtanden. Der Baron ſtieß einen leiſen Seufzer der Erleichterung aus. Dr. Kircheiſen zog die Uhr und zählte die Sekunden. Die Baroneſſe

war indeſſen leiſe ins Zimmer getreten und blickte mit ihren großen blauen Augen unruhig und erſtaunt bald auf den Kranken, bald auf den Arzt und bald auf ihren Vater.

Und dann kam es. Dr. Kircheiſen lächelte befriedigt und ließ die Uhr zurück in die Weſtentaſche gleiten. Ulam Singh hatte ſich mit einem Ruck kerzengerade in ſeinem Bette aufgerichtet. Er ſchien jetzt erſt den Baron erkannt zu haben, winkte mit den Armen und ſtieß ein paar unartikulierte Laute aus, abgeriſſene Worte einer fremden Sprache, die halb wie ein Kreiſchen, halb wie Gelächter klangen.

Aber lauter noch als Ulam Singh ſchrie jetzt der Baron. Er hatte den Inder an der Schulter gepackt, ſchüttelte ihn und ſtieß unverſtändliche Rufe aus. Wenige Worte nur waren es, die er dem Inder ins Ohr ſchrie, die aber wiederholte er immer wieder von neuem, mit bittenden, erregten und verzweifelten Geſten. Wie zwei Tollhäusler ſchrien beide aufeinander ein und keiner wollte den andern zu Worte kommen laſſen.

Da verſtummte plötzlich der Inder und ſah dem Baron mit offenem Munde ins Geſicht. Ein irres Lächeln glitt über ſeine erdfarbenen Züge. Er nickte zweimal ernſthaft mit dem Kopf — es ſchien, als habe er lange nicht verſtanden, was der Baron von ihm verlangte, als wäre ihm aber jetzt endlich alles klar geworden. Er erhob ſich, ſtand wankend da auf zum Skelett abgemagerten, geſpenſtiſch dünnen Beinen und bückte ſich, die Arme über der Bruſt gekreuzt, zu einem tiefen Salam.

Aufatmend trat der Baron einen Schritt zurück und blickte ſich um. „Gretl! Iſt meine Tochter da?“

„Hier, Papa!"

Der Baron ergriff die Bettdecke und legte sie um die Schultern Ulam Singhs, der wie schlafwandelnd oder wie volltrunken hin und her wankte.

„Wie lange .... welche Zeit geben Sie Ulam Singh, Doktor?" stieß er atemlos hervor.

„Eine halbe Stunde. Vielleicht ein paar Minuten darüber."

„Dann rasch hinunter! Philipp, hilf mir, wir müssen ihn führen!"

„Wohin, Herr Baron?" fragte der Arzt.

„Ins Treibhaus. Komm, Gretl!"

Eine leise Unruhe hatte den Arzt ergriffen, über die er sich keine Rechenschaft geben konnte. Ein Gefühl der Angst, nicht um den Inder, nicht um den Baron. Nur um die Baronesse.

„Was haben Sie vor, Herr Baron?" fragte er. „Was gedenken Sie im Treibhaus zu tun?"

„Später! Später sollen Sie alles erfahren! Jetzt nicht. Wir dürfen keine Minute verlieren! Gretl! Philipp!"

„Wohin führen Sie die Baronesse? Erklären Sie doch ....," rief der Arzt.

„Später will ich Ihnen alles erklären. Die Zeit verrinnt," schrie der Baron.

Der Arzt blickte den alten Mann voll Mißtrauen an. Ein Gedanke war in ihm plötzlich erwacht, eine Vorstellung, die ihn beklemmte und aufs tiefste erschreckte. Wie, wenn den Baron sein Versprechen reute? Wie, wenn er ihm die Baronesse rasch aus den Augen bringen, sie trotz der gegebenen Zusage irgendwo auf einem seiner Güter vor ihm verstecken wollte?

„Herr Baron!" rief er, seiner selbst vor Erre-

gung nicht mehr mächtig. „Die Baroneſſe wird doch wieder zurückkommen .... verſprechen Sie mir das!“

„Ja, Doktor!“ ſagte der Baron mit einem ſeltſamen, beinahe feierlichen Klang in ſeiner Stimme. „Meine kleine Gretl wird bald wieder zurückkommen! Und nun geben Sie ſich zufrieden und laſſen Sie uns gehen.“

Dr. Kircheiſens Unruhe wollte trotz dieſes Verſprechens nicht weichen. „Herr Baron!“ ſagte er entſchloſſen. „Sie werden mich mit ins Treibhaus nehmen müſſen. Ich laſſe Sie nicht allein.“

„Gut, dann kommen Sie. Aber raſch.“

„Gnädiger Herr!“ rief in dieſem Augenblick der alte Philipp vom Fenſter her. „Der Wagen des gnädigen Fräuleins iſt ſoeben in den Garten eingefahren. Sie wird gleich hier ſein.“

Der Baron geriet bei dieſer Meldung in die furchtbarſte Aufregung.

„Meine Braut?“ ſchrie er. „Gerade jetzt! Hat ſich denn alles gegen mich verſchworen?“

Er zwang ſich mit Gewalt zur Ruhe. „Philipp,“ befahl er. „Geh mit Ulam Singh und Gretl voraus, aber über die Hintertreppe, damit ihr meiner Braut nicht begegnet. Ich komme gleich nach. Und Sie, Doktor, müſſen mir auch heute wieder einen kleinen Dienſt erweiſen. Sie gehen nicht mit uns, nicht wahr? Sie bleiben oben und widmen ſich ein Viertelſtündchen lang meiner Braut. Sie darf nicht ungeduldig werden, Sie muß hier oben auf mich warten. Sie werden ſie zurückhalten, wenn es ihr einfallen ſollte, mich unten im Garten zu ſuchen. Sagen Sie ihr, ich ſei noch bei der Toilette oder im Bad ....

ſagen Sie ihr was Sie wollen. Alſo, nicht wahr, Sie bleiben? Ich wußte, daß ich auf Sie rechnen kann. Leben Sie wohl, Doktor .... alſo eine Viertelſtunde lang."

Es war etwas Zwingendes in der Stimme des Barons, etwas, was keinen Widerſpruch zuließ; ein unbeugſamer und eiſerner Wille, der der Bitte die Kraft eines Befehles verlieh. Dr. Kircheiſen brachte die Energie nicht auf, die ihm zugedachte Aufgabe abzulehnen, und verbeugte ſich ſtumm.

Langſam ging er, als der Baron das Zimmer verlaſſen hatte, daran, die Inſtrumente in ſeine ſchwarze Ledertaſche zu füllen. Die feinen Meſſer und die ſpitzen Nadeln, die ſcharfen und gefährlichen Dinge, die die Baroneſſe ſo liebte. Die Baroneſſe! Dr. Kircheiſen legte die Taſche aus der Hand und trat ans Fenſter. Ulam Singh und der Baron waren eben in das Treibhaus getreten. Aber die Baroneſſe war noch im Garten. Langſam ging ſie über den Kiesweg. Wie ſchön ſie war, mit welch edler Grazie ſie dahin ſchritt, dieſes junge Weib mit dem anmutig, leichten Gang eines verträumten Kindes. Dr. Kircheiſen liebkoſte die ſchlanke Geſtalt mit den Augen. Jetzt begann ſie raſcher zu gehen; ihr Vater hatte ſie gerufen. So kurz war der Weg, ein paar Schritte noch und ſie mußte ihm aus den Augen ſein. Wenn ſie doch ſtehen bleiben wollte, nur eine kurze Minute lang! Doch ſie ſtand ſchon in der Treibhaustür. Einen Augenblick lang noch leuchtete der helle Fleck ihres blaßblauen Kleides im dunklen Türrahmen, ... ein letztes Aufſchimmern ihres blonden Haares .... nun war ſie verſchwunden.

Dr. Kircheiſen trat vom Fenſter zurück. Das

ſonderbare und ganz unerklärliche Angſtgefühl, das ihn ſchon vorher beſchlichen hatte, war plötzlich wieder da, doch ſtärker und deutlicher als zuvor. Die Unruhe war zu einer quälenden Traurigkeit geworden, die Sorge zu einer drückenden Gewißheit. Irgend eine dunkle Vorſtellung einer furchtbaren Gefahr tauchte in ihm auf, die ſich nicht in Worte faſſen ließ, und der er dennoch nicht entrinnen konnte. Es war ihm mit einem Male ganz klar, daß dieſes kurze Aufleuchten des blonden Haares in der dunklen Tür ein Abſchied geweſen war, der Abſchied für immer. „Sie wird nie mehr wiederkommen," ſagte er ſich leiſe vor ſich hin, wie etwas, was nicht mehr zu ändern war, und wußte dennoch nicht, woher ihm dieſe furchtbare Gewißheit kam. Langſam ging er aus dem Zimmer und über den Gang. Nun würde das alte, traurige Leben wieder beginnen, das troſtloſe, liebeleere Daſein, das Jahre hindurch ſein Anteil am Leben geweſen war. Nein, niemals wieder würde er noch eine Frau lieben können, nach dieſer einen, einzigen, die er jetzt verloren hatte. „Vorüber!" flüſterte er halblaut, und der Klang ſeiner eigenen Stimme ließ ihn aus ſeinen Gedanken auffahren.

Er ſtand vor dem Arbeitszimmer des Barons... Was iſt nur plötzlich über mich gekommen? ... fragte er ſich verwundert.... Solch ein Unſinn! Auf eine Viertelſtunde iſt ſie hinuntergegangen, und ich trauere ihr nach, als wär es ein Abſchied fürs Leben geweſen. Wie iſt mir denn überhaupt dieſer abſurde Gedanke gekommen? Wer in aller Welt kann mir ſie jetzt noch nehmen? Ich habe ihre Liebe, ich habe die Zuſtimmung des Vaters,

brauche ich mehr? Sonderbar, daß man von ſo närriſchen Einfällen am hellichten Tage heimgeſucht werden kann ....

Er öffnete die Tür und trat ein. Melitta Ziegler ſaß ſchon da und wippte ſich in des Barons großem Schaukelſtuhl. Sie ſchien ſchon recht ungeduldig geworden zu ſein.

„Felix!“ rief ſie, als der Arzt ins Zimmer trat. „Ach, Sie ſind's, Doktor?“

„Guten Morgen, Gnädigſte.“

„Grüß Sie Gott, Doktor. Was fehlt Ihnen? Sie ſind ſo blaß heut.“

„Wirklich? Blaß?“

„Iſt etwas paſſiert?“

„Nein. Mir wenigſtens nichts.“

„Wem denn? Am Ende .... wo iſt Felix?“

„Der Herr Baron iſt vollkommen wohlauf,“ beruhigte ſie der Arzt. „Er iſt noch bei der Toilette und wird in ein paar Minuten bei Ihnen ſein.“

„Wieder wohlauf! Doktor, das haben wir Ihnen zu danken!“ rief die Schauſpielerin und drückte dem Arzt die Hand. „Da bleib ich gleich den ganzen Vormittag hier. Heut hab ich keine Probe, zum erſtenmal ſeit vielen Wochen. Wir hatten jetzt ſo viel Arbeit mit dem neuen Stück — — aber das intereſſiert Sie wahrſcheinlich nicht, Doktor.“

„Im Gegenteil .... alles, was Ihre Perſon betrifft, Gnädigſte, intereſſiert mich ſehr, zumal jetzt, wo ich bald das Glück haben werde ....“

„Nun, Doktor? Erzählen Sie doch, welches Glück Ihnen bevorſteht!“

„Wenn Sie geſtatten, Gnädigſte, ſo will ich Ihnen alles ſagen. Sie wiſſen ja, wes das Herz

voll ist .... Nun, als Sie mich zum erstenmal trafen, ahnten Sie nicht, daß ich so bald schon zu dem engeren Kreis Ihrer Familie zählen werde."

„Zu dem —? Wozu werden Sie zählen?"

„Zu Ihrer allernächsten Verwandtschaft. Gnädigste, ich habe mich gestern verlobt."

Melitta Ziegler stand auf und blickte den Arzt an.

„Warten Sie, Doktor," sagte sie. „Mir ist das alles ganz wirr .... Ich hab zwei Kusinen, die Lili und die Gerti, aber die sind doch beide verheiratet. Ledig ist in meiner Familie nur noch die Resitant', die das ewige Rheuma hat, ... Doktor, Sie werden doch nicht die Resitant' heiraten wollen?"

„Daß Sie gerade auf das Nächstliegende nicht verfallen! Die Baronesse und ich, wir haben uns verlobt."

„Die Baronesse? Welche Baronesse?"

„Nun, die Tochter des Hauses natürlich. Die Gretl."

Die Schauspielerin ließ sich mit enttäuschter Miene wieder in ihren Schaukelstuhl zurückfallen. „Da bin ich Ihnen schön hineingefallen, Doktor. Nun ja, Sie haben den Spaß aber auch mit einem so ernsten Gesicht gebracht .... jeder wär' Ihnen hineingefallen auf den Witz."

„Auf welchen Witz?" fragte Dr. Kircheisen erstaunt.

„Nun, auf Ihre Verlobung mit dem Spatzen."

„Aber ich versichere Ihnen, Gnädigste, es ist mein voller Ernst."

„Sie sind ein geborener Schauspieler! Nicht einmal die Mundwinkel zucken Ihnen. Ich muß

immer gleich lachen, wenn ich mir aus jemandem einen Narren mach'. Ich werd' meinen Direktor auf Sie aufmerksam machen, der ist eh das ganze Jahr in der Provinz hinter neuen Talenten her."

„Ich verstehe nicht, Gnädigste," sagte Dr. Kircheisen befremdet, „warum Sie fortgesetzt an dem Ernst meiner Mitteilung zu zweifeln belieben."

„Also, jetzt kenn' ich mich in Ihnen schon selbst nicht mehr aus. Wenn das Ihr Ernst ist, dann sind Sie übergeschnappt."

„Übergeschnappt?" rief der Arzt bestürzt.

„Ja. Komplett verrückt. Es tut mir leid, aber wenn das Ihr Ernst war, dann gibt's keinen andern Ausdruck."

„Aber wir lieben uns! Ich vergöttere die Baronesse und auch sie hat mir ihre Neigung gestanden."

„Neigung gestanden! Was reden Sie da! Als ob der Spatz . . . Sie ist doch noch ein Kind!" rief die Schauspielerin.

„Aber gerade das ist es ja, was mich so zu ihr hinzieht."

„Und das sagen Sie mir so ins Gesicht, ohne dabei rot zu werden? Schämen Sie sich! Man muß sich ja fürchten, mit Ihnen allein zu bleiben, Sie Wüstling!"

„Aber Gnädigste ...." stammelte der Arzt.

„Ihre Schuld, wenn Sie Grobheiten bekommen haben. Man hetzt einen Witz nicht zu Tode, merken Sie sich das. Auch beim Theater nicht, er wird sonst langweilig." Sie gähnte, laut und provokant. „Das ist Felix, nicht wahr?"

Die Türe hatte sich geöffnet. Aber nicht der Baron war es, der eintrat, sondern der alte Philipp.

„Herr Doktor möchten raſch herunterkommen. Herr Doktor werden gebraucht, ich glaube, der Gärtner will ſterben," flüſterte er dem Arzt zu.

„Gnädigſte entſchuldigen mich. Man benötigt meine Hilfe," ſagte der Arzt ſehr förmlich.

„Iſt ſchon gut. Geh'ns nur," verabſchiedete ihn die Melitta Ziegler ungnädig.

Dr. Kircheiſen folgte dem alten Diener ins Treibhaus. Er war beſtürzt und verzweifelt. Mit ſolcher Mühe hatte er die Abneigung des Barons gegen dieſe Verbindung beſeitigt, und nun kam ein neuer Widerſtand von einer Seite, von der er ihn nicht erwartet hatte. Aber es gab kein Zurück, es durfte keines geben! Auch dieſer Widerſtand mußte gebrochen werden. Gretl mußte fort mit ihm aus dieſem Haus, wo in jedem Winkel eine Tollheit oder ein Geheimnis lauerte, wo jedes Ding auf dem Kopfe ſtand.

Wahrhaftig. Alles ſtand auf dem Kopf in dieſem Haus: In der Kammer Ulam Singhs erwartete den Arzt ein großer, breitſchultriger Menſch, der ſonderbarerweiſe in den Kleidern des Barons ſteckte. „Sie kommen zu ſpät, Doktor!" ſagte er vertraulich und drückte ein Taſchentuch an ſeinen Hals. „Er iſt ſchon tot. Ich hab' ihn gleich hinauftragen laſſen."

„Wo iſt Gretl?" rief der Arzt. „Wo iſt meine Braut?"

„Ihre Braut? Gehen Sie nur hinein, ſie erwartet Sie," ſagte der fremde Menſch.

Dr. Kircheiſen trat in die Orchideenabteilung. Der große Raum ſah ganz verändert aus, kahl, leer, dürftig, irgend etwas fehlte, irgend etwas, was in den Raum gehörte, war nicht da. Der

Mangobaum! Das war es! Wo war der Mangobaum? Der mächtige Stamm mit seinen großen, blaugrünen Blättern und den goldgelben Früchten — er war verschwunden. Ein dünnes Stämmchen, dessen dürftige Zweige ein paar kümmerliche grüne Blattknospen trugen, stand an seiner Stelle. Verblüfft trat Dr. Kircheisen an das Bäumchen heran. Aber im nächsten Augenblick fuhr er entsetzt und verstört zurück.

In die Rinde des Bäumchens war ein Herz eingeschnitten und Buchstaben, G. v. V. und darunter F. K., winzig klein alles, kaum wahrnehmbar, und dennoch dieselben Zeichen, die er tagszuvor in großen Zügen in die Rinde des stolzen Mangobaumes gegraben hatte!

„Sie staunen über das Mangobaumwunder, Doktor," sagte der Riese, der des Barons Kleider trug, und tupfte mit einem blutigen Taschentuch seinen Nacken. „Ja, Ulam Singh hat sein letztes Experiment beendet."

„Gretl!" schrie Dr. Kircheisen auf und blickte sich um. Die Sonnenstrahlen fielen durch die schrägen Fenster und blendeten ihn. Nirgends sah er die Baronesse.

Aber aus einem der grünen Gartenstühle erhob sich jetzt ein sonderbares Geschöpf: Ein kleines Mäderl, zart und schmächtig, doch beladen und belastet mit einem unförmigen, blaßblauen Kleid, einem wahren Ungetüm von Kleid, das das Kind mit beiden Händen raffen und in die Höhe heben mußte, um einen Schritt tun zu können, und das dennoch als riesige Schleppe hinter ihm her floß. In viel zu großen Schuhen schwimmend, mit Ärmeln, die leer bis auf die Erde herabhingen,

ſo kam das ſeltſame Weſen auf Dr. Kircheiſen zugetrippelt.

„Gretl!“ rief der Arzt noch immer ſuchend, mit einem jammervollen Klang in der Stimme.

„Aber ja doch! Hier bin ich!“ zwitſcherte das Kind, ſtolperte über ſein Kleid, verfing ſich in ſeinen Ärmeln, erhob ſich wieder und ſtand endlich neben dem Arzt. Ein ſchmales, blaſſes Kindergeſicht, das er nie zuvor geſehen hatte, blickte aus ihren, aus Gretls großen, blauen Augen zu ihm auf.

Ein Fröſteln lief über Dr. Kircheiſens Rücken. Er taſtete nach einer Stuhllehne. Der Orchideenſaal mit ſeinen Stühlen, Tiſchen, Topfblumen und Gartengeräten drehte ſich in einem wilden Tanz um ihn.

„Gretl!“ erklang die Stimme des breitſchultrigen Menſchen. „Lauf hinauf, mein Liebling, zieh dich raſch um und geh dann mit Mama im Garten ſpazieren. Sag ihr, daß ich bald nachkomme. Nun Doktor! Erkennen Sie mich noch immer nicht?“

Mechaniſch wandte ſich Dr. Kircheiſen um. Der Rieſe, der die Kleider des Barons trug, ſtand noch immer hinter ihm und hatte, das erkannte Dr. Kircheiſen erſt jetzt, des Barons Kopf auf ſeinen mächtigen Schultern: Die kühne, gebogene Naſe, die buſchigen Brauen, das dichte Haar — nur die tauſend Falten und Runzeln waren verſchwunden, ein ſtraffes, ſonngebräuntes Männerantlitz blickte den Arzt an.

„Setzen Sie ſich, Doktor,“ klang es an Dr. Kircheiſens Ohr. „Es iſt Zeit, daß ich Ihnen alles erzähle.... Sie haben mich geſtern nach meinem

Alter gefragt. Ich konnte Ihnen keine Antwort darauf geben: Nun, Doktor, jetzt will ich's Ihnen sagen: Ich bin achtunddreißig Jahre alt. Und meine kleine Gretl, die ist wirklich heute wiedergekommen . . ."

Der Tempelgarten in Agra

„Sie ſtarren mich noch immer an, Doktor, ... ich ſehe ein wenig verändert aus, nicht wahr? Ja, ich hatte einen ſchlechten Tag geſtern, das können Sie mir glauben. Setzen Sie ſich, Doktor, denn ich will Ihnen jetzt alles erklären: Wie die Tik Paluga in mein Treibhaus gekommen ſind, wer die fremde Frau war, die meine Tochter heute nachts geſehen hat, und wie ich in den furchtbaren Zuſtand gekommen bin, in dem Sie mich vorgeſtern abends angetroffen haben, ... das alles ſollen Sie jetzt erfahren. Aber ich muß weit zurück greifen und mit dem Tag beginnen, an dem ich zum erſtenmal jenes unglückſelige Experiment mit der Orchidee geſehen habe. Das iſt in der Stadt Agra geweſen, im Winter vorigen Jahres, auf meiner indiſchen Reiſe.

Das Datum weiß ich freilich heute nicht mehr ganz genau. Aber ich erinnere mich, daß es tagsüber ſehr heiß war, obwohl die Hindus am frühen Morgen kleine Feuer auf den Straßen angezündet hatten, um ſich zu erwärmen. Kälte am Morgen, Hitze bei Tag .... es dürfte alſo anfangs Jänner geweſen ſein. Es war der Tag, bevor ich Agra verließ; ich wollte nur noch die große Prozeſſion abwarten, die die Hinduprieſter der Stadt zu Ehren der Pravati, Viſhnu's Gattin, der Göttin mit den Fiſchaugen, abhalten wollten. Man

hatte mir in „Hamiltons Hotel" viel von der malerischen Wirkung dieser Zeremonie erzählt. Leider kam sie schließlich nicht zustande, zweier fanatischer Mohammedaner wegen .... aber davon später.

Ich verließ Hamiltons Hotel gegen sieben Uhr früh, um zwei anglo-indische Freunde zu einer Spazierfahrt abzuholen, den Captain Elliot und den Arzt Reginald Fawcett, einen Vetter meiner verstorbenen Frau, die eine Engländerin gewesen ist. Ich ging zu Fuß. Ich sehe die Landschaft noch heute so lebendig vor mir, als hätte ich sie erst gestern verlassen. Der Weg führte anfangs durch eine Allee von Kokospalmen. Eine Herde Kühe kam mir entgegen, dann zwei Hindufrauen in ihren Festkleidern. Die kupferne Kuppel des Vishnutempels leuchtete vom Ende der Allee her zu mir herüber, und ich hörte das Geschrei der heiligen Papageien, die in den Ornamenten der Tempelfassade nisten. Dann brach die Palmenallee ab und der Weg führte zwischen Indigo-, Baumwoll- und Zuckerrohrfeldern weiter bis zu einem Garten, der schon zum Tempel Vishnu's gehörte.

Am Eingang dieses Gartens stand Ulam Singh. Er war damals einer von den Dienern des Heiligtums, das konnte ich schon aus den Aschenlinien erkennen, mit denen er seinen nackten Oberkörper zu Ehren Shivas, des Todesgottes, bemalt hatte.

Ich war diese Straße schon öfters gegangen und hatte Ulam Singh häufig über den Gartenzaun hinweg bei seiner Arbeit beobachtet, wenn er seine Nelken und benghalischen Rosen begoß. Aber niemals vorher hatte ich ihn so erregt gesehen. Er kam auf mich zu und sprach mich an.

Er sprach maharattisch. Ich beherrsche diesen

indiſchen Dialekt nur unvollkommen, aber er wiederholte ſeine Bitte ſogleich in gebrochenem Engliſch. Ob ich nicht in den Garten eintreten und ſeine Blumen anſehen wolle.

Ich bin ein leidenſchaftlicher Blumenliebhaber, Doktor. Ich weiß, Sie halten mich für einen verſtändnisloſen Vandalen, ſeit ich geſtern die Blumen im Treibhaus zu Ihrem Schmerz mit Stumpf und Stiel ausgerottet habe. Nun, ich gebe zu, meine Leidenſchaft für tropiſche Pflanzen hat ſich während der letzten zwei Tage erheblich abgekühlt, ... aber das hat ſeine guten Gründe, Doktor. Damals aber in Agra war mir nichts willkommener als Ulam Singhs Einladung. Ich hatte ſchon lange den Wunſch gehabt, den Tempelgarten zu beſichtigen, und ſo trat ich denn hinter dem Gärtner ein.

In der Mitte des Gartens ſtand eine mächtige Granitfigur, die den Gott Ganiſa, den Dämon mit dem Elefantenkopf und den vielen Armen darſtellt. Und rings um das Götterbild waren Blumenbeete angelegt: Nelken, Hyazynthen, weiße und blaue Strobilanthusblüten. Ein paar Talipotpalmen mit tiefroten Blütentrauben und zwiſchen ihnen ein kleiner Weiher, deſſen Spiegel ganz überdeckt war von den lichtblauen Blüten einer japaniſchen Lotosart.

Ulam Singh beugte ſich über eines der Beete und reichte mir eine Nelke.

Es war keine gewöhnliche Nelke. Sie war weiß, voll aufgeblüht und gefüllt, aber ſie trug eine merkwürdige Zeichnung: In brennroten Blütenblättern eine ganz kleine, dreizinkige Gabel, das Symbol des Gottes Viſhnu.

Es war das Resultat kunstvoller, vielleicht jahrzehntelanger Zucht- und Kreuzungsversuche .... Ich hatte ähnliches noch nie vorher gesehen. Ulam Singh merkte das und nannte seinen Preis: Dreiundvierzig Rupien.

Dreiundvierzig Rupien, das schien mir zu viel für eine botanische Spielerei; und ich wandte mich daher zum Gehen. Ulam Singh machte ein bestürztes Gesicht, winkte mir zu warten, und verschwand hinter dem Götzenbild. Gleich darauf kam er wieder hervor und bot mir einen Blumentopf mit einem zwerghaft kleinen Jasminstrauch, der zweierlei Blüten trug, rote und weiße.

Ich fragte nach dem Preis.

„Dreiundvierzig Rupien," war die Antwort, und die Hartnäckigkeit, mit der der Inder diese Ziffer festhielt, fiel mir auf. Ich überlegte ein wenig. Ulam Singh hielt den Handel für abgeschlossen und fragte, ob er mir die Pflanze in Hamiltons Hotel bringen solle.

Nun war mir aber im selben Augenblick ein orchideenartiges Gewächs aufgefallen, das im Schatten des Ganisabildes an einer hölzernen Stange emporkletterte. Ich kannte es nicht, hätte es aber gerne im Zustand der Blüte gesehen. Ich fragte deshalb den Gärtner, ob er nicht ein aufgeblühtes Exemplar dieser Orchideenart in seinem Garten habe.

Ulam Singh verneinte. „Das ist schade!" sagte ich. „Die hätte ich gerne gekauft."

Ulam Singh überlegte eine Weile.

„Kommt der Sahib diesen Weg zurück?" fragte er dann.

„Wahrscheinlich."

„In einer Stunde?"

„Beiläufig! Ja!"

„So wird der Sahib die Blume haben, die er wünscht."

Er geleitete mich bis zur Gartentür. Dort verabschiedete er sich mit einer tiefen Verbeugung.

Ich fand meine Freunde noch bei ihrem monotonen indischen Frühstück: Fisch, Curry und Wildbret, wie alle Tage. Wir machten unsere kleine Spazierfahrt, dann gingen wir zum Tempel, in dessen Halle schon die Prunkstücke zur Prozession ausgestellt waren: ein Thronhimmel, der auf silbernen Stützen stand, die saphierbesetzten Tragsessel, die Prachtgewänder der Priester und vor allem die beiden schweren, goldenen Armleuchter, die an den Stoßzähnen des heiligen Tempelelefanten festgeschraubt werden sollten. Es war schon gegen elf Uhr vormittags, als ich mich endlich meines Blumenhandels erinnerte. Wir gingen alle drei zu Fuß hinunter bis zu Ulam Singhs Garten. Unser Wagen fuhr langsam hinter uns her.

Ulam Singh stand mit gekreuzten Armen und vorgebeugtem Kopf unbeweglich vor der Gartentür und spähte nach mir aus. Als er mich kommen sah, machte er seinen tiefen Salam und wies uns dann mit einer einladenden Bewegung seiner Hand in das Garteninnere.

Wir traten ein. Die Luft war mit Düften von hunderterlei Blumen geschwängert. Aber ich habe eine feine Nase und spürte sogleich einen scharfen, mir unbekannten Geruch, den ich vorher bestimmt nicht wahrgenommen hatte.

„Reginald! Captain!" fragte ich und zog die Luft durch die Nase ein. „Spüren Sie nichts?"

„Hemp!" sagte Reginald. „Verbrannter Hanf."

Vor der Granatfigur des Ganisa lag ein Häufchen glühender Holzkohlen. Ich dachte einen Moment lang darüber nach, warum Ulam Singh trotz der Vormittagshitze in seinem Garten ein Feuer unterhalten haben mochte. Am Morgen war es sicherlich noch nicht dagewesen. Aber im gleichen Augenblicke fiel mein Blick auf etwas anderes, das vorher gleichsfalls nicht dagewesen war.

Eine schöne, beinahe mannshohe Orchidee rankte sich an einer hölzernen Stange empor, mit großen, rötlichgelben Blüten .... Sie kennen sie sicherlich, Doktor: Die Blüten sind wie der Totenschädel eines Pferdes geformt. Das Sonderbare aber war, daß die schöne, vollaufgeblühte Pflanze genau an derselben Stelle stand, die am Morgen das junge Pflänzchen, das ich nicht hatte kaufen wollen, eingenommen hatte.

Ich war meiner Sache ganz sicher. Ich hätte sie beschwören können. Ich muß ein verblüfftes oder verwirrtes Gesicht gemacht haben, den beiden andern fiel es auf.

„Baron? Was gibt's denn?" fragte der Offizier.

„Schauen Sie die Orchidee dort an!" sagte ich.

„Nun ja, die Pflanze, deretwegen wir hergekommen sind."

„Nun: ich erkläre Ihnen, die Pflanze war heute morgen noch nicht da."

„Unsinn," sagte der Captain.

Reginald Fawcett zog noch immer die Luft durch die Nase: „Sie meinen," sagte er, „daß die Orchidee während Ihrer dreistündigen Abwesenheit aufgeblüht und die Stange emporgeklettert ist?"

„Nein, das wäre absurd. Das zu behaupten, wäre lächerlich."

Reginald gab keine Antwort, ſondern hatte mit Ulam Singh einen kurzen Wortwechſel im Maharattadialekt.

„Er ſagt," wandte er ſich dann an mich, „daß die Pflanze immer dageſtanden ſei. Sie hätten ſie nur vorher nicht beachtet. Er behauptet, Sie wären ‚dimeyed.'"

„Nein. Ich habe gute Augen. Sie können mir glauben, Reginald, die Pflanze war heute morgen nicht da."

Facwett ſprach neuerdings ein paar Worte zu Ulam Singh.

„Er meint," ſagte er dann, „die Orchidee ſei am Morgen im Schatten der Ganiſafigur geſtanden und deswegen in ihrer Farbenwirkung beeinträchtigt geweſen. Darum habe er Sie gebeten, ſpäter wieder zu kommen."

Mich befriedigte dieſe Erklärung nicht. Captain Elliot war indeſſen ungeduldig geworden. „Nun, was verlangſt Du für die Pflanze?" fragte er den Inder.

„Dreiundvierzig Rupien!" ſagte Ulam Singh leiſe und ſchüchtern.

„Dreiundvierzig Rupien? Biſt Du toll, Nigger?" .... Wenn Captain Elliot wütend war, dann erklärte er jeden, der nicht aus der Londoner City ſtammte, für einen „Nigger."

Ulam Singh ſtellte ſtatt aller Antwort den Zwergjasminſtrauch neben die Orchidee und legte die Nelke mit dem roten Zeichen des Viſhnu dazu. Dann beſchrieb er mit den Fingern einen Kreis um die drei Pflanzen: Alles zuſammen koſtete dreiundvierzig Rupien.

„Man darf den Leuten niemals geben, was ſie

Vor der Granatfigur des Ganisa lag ein Häufchen glühender Holzkohlen. Ich dachte einen Moment lang darüber nach, warum Ulam Singh trotz der Vormittagshitze in seinem Garten ein Feuer unterhalten haben mochte. Am Morgen war es sicherlich noch nicht dagewesen. Aber im gleichen Augenblicke fiel mein Blick auf etwas anderes, das vorher gleichsfalls nicht dagewesen war.

Eine schöne, beinahe mannshohe Orchidee rankte sich an einer hölzernen Stange empor, mit großen, rötlichgelben Blüten .... Sie kennen sie sicherlich, Doktor: Die Blüten sind wie der Totenschädel eines Pferdes geformt. Das Sonderbare aber war, daß die schöne, vollaufgeblühte Pflanze genau an derselben Stelle stand, die am Morgen das junge Pflänzchen, das ich nicht hatte kaufen wollen, eingenommen hatte.

Ich war meiner Sache ganz sicher. Ich hätte sie beschwören können. Ich muß ein verblüfftes oder verwirrtes Gesicht gemacht haben, den beiden andern fiel es auf.

„Baron? Was gibt's denn?" fragte der Offizier.

„Schauen Sie die Orchidee dort an!" sagte ich.

„Nun ja, die Pflanze, deretwegen wir hergekommen sind."

„Nun: ich erkläre Ihnen, die Pflanze war heute morgen noch nicht da."

„Unsinn," sagte der Captain.

Reginald Fawcett zog noch immer die Luft durch die Nase: „Sie meinen," sagte er, „daß die Orchidee während Ihrer dreistündigen Abwesenheit aufgeblüht und die Stange emporgeklettert ist?"

„Nein, das wäre absurd. Das zu behaupten, wäre lächerlich."

Reginald gab keine Antwort, sondern hatte mit Ulam Singh einen kurzen Wortwechsel im Mahrattadialekt.

„Er sagt," wandte er sich dann an mich, „daß die Pflanze immer dagestanden sei. Sie hätten sie nur vorher nicht beachtet. Er behauptet, Sie wären ‚dimeyed.'"

„Nein. Ich habe gute Augen. Sie können mir glauben, Reginald, die Pflanze war heute morgen nicht da."

Facwett sprach neuerdings ein paar Worte zu Ulam Singh.

„Er meint," sagte er dann, „die Orchidee sei am Morgen im Schatten der Ganisafigur gestanden und deswegen in ihrer Farbenwirkung beeinträchtigt gewesen. Darum habe er Sie gebeten, später wieder zu kommen."

Mich befriedigte diese Erklärung nicht. Captain Elliot war indessen ungeduldig geworden. „Nun, was verlangst Du für die Pflanze?" fragte er den Inder.

„Dreiundvierzig Rupien!" sagte Ulam Singh leise und schüchtern.

„Dreiundvierzig Rupien? Bist Du toll, Nigger?" .... Wenn Captain Elliot wütend war, dann erklärte er jeden, der nicht aus der Londoner City stammte, für einen „Nigger."

Ulam Singh stellte statt aller Antwort den Zwergjasminstrauch neben die Orchidee und legte die Nelke mit dem roten Zeichen des Vishnu dazu. Dann beschrieb er mit den Fingern einen Kreis um die drei Pflanzen: Alles zusammen kostete dreiundvierzig Rupien.

„Man darf den Leuten niemals geben, was sie

verlangen," entschied der Offizier kurz und bündig. „Bieten Sie ihm die Hälfte."

Ulam Singh hatte ihn verstanden und schüttelte heftig den Kopf.

„Fragen Sie ihn doch, wozu er das Geld braucht!" sagte ich zu Fawcett.

„Er will mit dem Nachteilzug nach Bombay fahren," wurde mir die Antwort des Inders verdolmetscht.

„Was hast du in Bombay zu suchen?" wollte der Captain wissen.

Ulam Singh zuckte die Achseln, ließ den Kopf hängen und gab keine Antwort.

„Dreißig Rupien. Mein letztes Wort!" rief Elliot. Er setzte seinen Stolz darein, mir zu beweisen, daß ich der ewig betrogene Fremde sei, und, wie gut hingegen er die Leute zu behandeln wisse. Mir war seine Einmengung lästig, aber ich konnte mich ihrer nicht gut erwehren.

Ulam Singh schüttelte auf das Gebot der dreißig Rupien bekümmert den Kopf und blickte im Garten umher, ob da nicht noch etwas wäre, was er mir anbieten könnte.

„Kommen Sie, Baron," drängte Elliot und zog mich zum Ausgang. „Ich kenne den Orient. Fünf gegen eins: Der Kerl kommt Ihnen in einer Viertelstunde nachgelaufen."

Wir verließen den Garten. Ulam Singh begleitete uns trotz des zerschlagenen Handels mit der gleichen unterwürfigen Höflichkeit, mit der er uns empfangen hatte, auf die Straße. Als der Wagen rollte, traf mich sein letzter bittender Blick.

Ich war ärgerlich und schlecht gelaunt. Mich verdroß die wenig rücksichtsvolle Art, in der mir

Elliot seine Kenntnis der indischen Handelsbräuche demonstriert hatte. „Der Mann ist mir nicht nachgelaufen, Captain," sagte ich, als wir in der Nähe des Hotels waren. „Ich muß die Orchideen haben. Fahren wir zurück."

„Wie Sie wünschen," gab Elliot zur Antwort. Wir kehrten um. Eine Viertelstunde später standen wir vor Ulam Singhs Garten.

Wir riefen, ohne Antwort zu bekommen. Der Inder war nicht zu sehen.

Wir traten ein. Elliot ging voran. Der Garten war leer. Die Mittagsglut trieb uns den Schweiß ins Gesicht. Wieder stieg mir der Hanfgeruch in die Nase, diesmal aber stärker und beißender.

Elliot war mir, wie gesagt, um ein paar Schritte voraus. Mit einem Male blieb er stehen.

„Wir sind falsch gefahren," sagte er. „Das ist nicht der Ort, den wir suchen."

„Aber wieso denn?" rief ich. „Dort steht ja der Ganisa. Hier das Bassin mit den blauen Lotosblumen. Und da ist ja noch der Jasminstrauch mit den weißen und roten Blüten!"

„Und wo ist die Orchidee?"

Wir starrten alle drei einander ins Gesicht. Dort, wo eine halbe Stunde vorher die Orchidee mit ihren gelbroten Blüten mannshoch emporgeklettert war, stand jetzt wieder eine schmächtige grüne Pflanze — dieselbe, die ich am Morgen gesehen hatte, so klein, daß sie ein Tropenhelm hätte bedecken können.

Fawcett brach zuerst das Schweigen.

„Ich wünsche Ihnen Glück, meine Herren," sagte er. „Sie sind durch Zufall Zeugen eines sehr charakteristischen indischen Sadhuexperimentes geworden, das Ihnen, Herr Baron, wenn Sie Indien ver-

laſſen haben, ein bleibendes Andenken ſein wird. Nicht jeder Indienfahrer hat das Glück, ſolch eine intereſſante Reiſeerinnerung mit nach Hauſe zu nehmen."

Fawcett ahnte wahrhaftig nicht, wie prophetiſch dieſe Worte waren. Ulam Singhs Experiment wäre mir ohne Ihre Hilfe, Doktor, wirklich ein bleibendes Andenken geworden .... aber eines von furchtbarer Art. Was Fawcett aber eigentlich meinte, verſtanden wir nicht. Der Captain hatte ein halb verlegenes, halb ſkeptiſches Lächeln, und ich habe damals wahrſcheinlich auch kein ſehr kluges Geſicht gemacht.

„Ich bin ſeit achtzehn Jahren in Indien," erklärte Fawcett. „Ich habe allerlei Fakirkünſte geſehen. Bei mir zu Hauſe beſitze ich ein ziemlich umfangreiches Doſſier mit Protokollen über Erlebniſſe mit indiſchen Sadhus. Dieſes Experiment habe ich jetzt im ganzen fünfmal beobachtet. Einmal an einem Mangobaum; zweimal war eine Bohnenranke das Objekt, einmal ein Zuckerrohr, heute dieſe Orchidee."

„Was iſt eigentlich vorgegangen?" fragte ich. „Reginald, glauben Sie im Ernſt ...."

„Hier handelt es ſich nicht mehr um „glauben". Das ſind keine Vermutungen. Für mich ſind's beſtehende Tatſachen. Ihr Gärtner iſt zweifellos ein Sadhu, ein Hinduheiliger. Er ſcheint freilich ein Anfänger zu ſein, etwa im Stadium der Yama, der ſogenannten äußeren Bezwingung, die dem Sadhu gewiſſe höhere Kräfte, in erſter Linie die Herrſchaft über den Organismus eines fremden Weſens verleiht. Die Art des Experimentes läßt auf einen Adepten von wenig entwickelten Fähig-

keiten schließen. Aber ich habe auch schon Sadhus in der achten Stufe der Andacht gesehen. Im Samadhu, der „Versenkung in sich selbst". Sie verleiht Gewalt über den eigenen Organismus, die weit schwieriger zu erlangen und überaus selten ist."

Glauben Sie mir, Doktor, mir wurde ganz wirr im Kopfe bei diesen Worten. Elliot flüsterte neben mir ganz leise sein „Nonsence".

„Haben Sie niemals die Beobachtungen Braids gelesen, die dieser berühmte Physiologe an dem Yoghi Harida angestellt hat? Und seinen Bericht über den abgeschnittenen Ringfinger des Hinduweibes Sipra?" fragte mich Fawcett.

„Aber, Reginald, die Erklärung! Eine biologisch faßbare Erklärung dafür!" rief ich.

„Die Sadhus haben die Fähigkeit, das Wachstum eines fremden Organismus ganz außerordentlich zu beschleunigen und ihn dann wieder in seinen ursprünglichen Zustand zurückzubringen. Vielleicht mittels Strahlungen des Körpers, Dungmittel insubstanzieller Natur .... man weiß darüber so gut wie nichts. Sicher ist, daß die meisten Sadhus sich durch den Dampf gewisser Hanfpräparate in einen Rauschzustand versetzen .... sie nennen es: der Gottheit näher kommen. Mir ist der Hanfgeruch gleich aufgefallen. Wollen Sie mir helfen, ein Protokoll über den Vorfall aufzunehmen? Für mein Dossier, meine Herren."

So habe ich also Ulam Singhs Experiment kennen gelernt. Ihn selbst suchten und riefen wir eine halbe Stunde lang vergeblich. Er zeigte sich nicht und so verließen wir den Garten.

Am Abend desselben Tages saß ich in Hamiltons Hotel am Table d'hote-Tisch. Das Super war

beendet, die Diener räumten das Obſt ab und brachten die bronzenen Karaffen mit Waſſer, in dem wir uns die Fingerſpitzen netzten. Eben, als ich aufſtehen und auf mein Zimmer gehen wollte, kam noch ein verſpäteter Gaſt in den Speiſeſaal. Dr. König von der „Kölniſchen".

Er kam ſehr aufgeregt an den Tiſch, jedermann konnte ihm anmerken, daß er im Beſitze einer beſonderen Senſation war und darauf brannte, ſie loszuwerden.

„Alſo aus der Prozeſſion wird nichts. Sie haben umſonſt ſo lang gewartet, Herr Baron!"

„Warum? Was iſt geſchehen?" beſtürmten wir ihn.

„Eine koloſſale Prügelei zwiſchen Hindus und Moſlems. Sogar geſchoſſen iſt worden!"

„Wahrhaftig? Hier hat man aber nichts gehört? Geſchoſſen? Waren Sie dabei? Was war die Veranlaſſung?" rief alles durcheinander.

Dr. König wußte es nicht. Er verſtand keinen der Eingeborenen-Dialekte, und ihm auf engliſch zu erklären, was eigentlich vorgefallen war, hatte ſich niemand Zeit und Mühe nehmen wollen.

Aber der Hoteldirektor, der jetzt in den Speiſeſaal kam, wußte mehr von der großen Neuigkeit.

„Sehr ſchwere Unruhen in der Oſtſtadt. Die große Prozeſſion wird leider nicht abgehalten werden," ſagte er in dem gleichen Tone des Bedauerns, in dem er uns ſonſt einbekannte, daß die gefüllten Tomaten ausgegangen ſeien, oder daß es Kalbsrippen leider nicht mehr gäbe.

„Und der Anlaß zu den Unruhen?" fragte ich.

„Ein ſchweres Sakrileg. Wie Sie wiſſen, ſollte morgen das heilige Buch, das die Gebete zu Ehren

der Göttin Pravati enthielt, ein über tausend Jahre alter Foliant übrigens, mit der Prozession durch die Straßen getragen und den Gläubigen zur Schau gestellt werden. Nun, dieses heilige Buch — Gaunth nennen es die Hindus — kann nicht gezeigt werden."

„Ist es gestohlen worden?"

„Weit schlimmer als das: Es ist zerrissen und besudelt worden, noch dazu mit dem Blut eines Tieres, einer Kuh oder eines Schafes. In den Augen der Hindus kann es keine ärgere Entweihung geben."

„Und wer hat das getan?"

„Zwei moslemitische Fanatiker, Afghanen. Man kennt sogar ihre Namen. Sie sollen sich schon vor Wochen in unbestimmten Redensarten ihrer Tat gerühmt haben."

„Hat man sie festgenommen?"

„Leider nicht. Die sind von ihren Glaubensgenossen schon längst in Sicherheit gebracht worden. Dafür haben ein paar ganz unschuldige arme Teufel die Rache des Hindumobs zu spüren bekommen, die Tempelhüter, die Diener des Pravatiheiligtums. Zwei von ihnen sind der wütenden Menge in die Hände gefallen. Der eine ist tot, der andere liegt jetzt im Missionsspital."

„Und die anderen?"

„Auf die wird noch immer Jagd gemacht. Sie hätten übrigens Zeit genug gehabt, sich aus dem Staube zu machen. Man sagt, daß die Diener des Heiligtums das Verbrechen schon vor Monaten entdeckt haben. Nur aus Furcht vor Strafe verschwiegen sie es und suchten die Katastrophe, so lange es ging, hinauszuschieben. Heute, am Tage

vor der Prozeſſion, mußte die Sache natürlich ans Licht kommen. Hören Sie den Lärm? Offenbar iſt man wieder hinter einem von den armen Teufeln her."

Ich wußte jetzt, warum mich Ulam Singh ſo dringend um die dreiundvierzig Rupien gebeten hatte. Es war das Geld, das er für die Fahrt nach Bombay gebraucht hatte; er hatte Agra verlaſſen und ſich vor der Rache des Hindumobs in der großen Hafenſtadt verbergen wollen. Doktor, ich war grenzenlos wütend über den Kapitän Elliot, der mich gehindert hatte, dem Inder mit den dreiundvierzig Rupien aus ſeiner Not zu helfen. Ich war jetzt daran ſchuld, wenn der Unglückliche tot oder ſchwerverwundet im Miſſionsſpital lag oder von der wütenden Menge durch die Straßen gehetzt wurde. Ich machte mir ſchwere Vorwürfe. Ein Menſchenleben hätte ich retten können! Und ich fühlte plötzlich Ulam Singhs letzten flehenden Blick wieder, mit dem er mich vergeblich um Hilfe gebeten hatte, als mein Wagen davonrollte.

Ich verließ den Speiſeſaal. In der Halle kam der Manager des Hotels auf mich zu.

„Herr Baron!" ſagte er. „Sie haben kürzlich die Abſicht geäußert, vor Ihrer Abreiſe einen eingebornen Diener zu engagieren. Ich kann Ihnen einen ſehr geſchickten und verläßlichen Menſchen empfehlen. Komm her, Boy! Mach dem Sahib deinen Salam!"

Und aus dem dunklen Winkel, in den er ſich geduckt hatte, kam mein Freund Ulam Singh hervor, deſſen Tod ich mir eben zum Vorwurf gemacht hatte.

„Nebenbei geſagt, Herr Baron: Sie tun ein gu-

tes Werk mit diesem Engagement. Der Bursche muß aus Agra fort. Er ist einer von den unglückseligen Dienern des Pravatitempels, denen heute nicht sehr wohl in ihrer Haut ist. Da ist keiner, der, wie die Dinge heute liegen, auf die Dauer für Ulam Singhs gerade Glieder einstehen möchte," meinte der Manager.

Ulam Singh hatte sich tief vor mir verneigt. Jetzt holte er unter seinem gelben Mantel eine kleine Topfpflanze hervor und stellte sie vor mich hin auf den Boden. Es war der Jasminstrauch mit den zweifach gefärbten Blüten, den ich hatte kaufen wollen. Er hatte ihn mitgebracht und bot ihn mir zum Geschenk an, so wie ein geprügelter Hund einen Knochen oder ein Stück Holz herbeischleppt, um seinen Herrn in gute Laune zu versetzen.

Mir kam der Gedanke, daß ich Ulam Singh sehr gut in meinem Wiener Treibhaus verwenden könnte.

„Du bist Gärtner?" fragte ich.

„Der Sahib will dich mit nach Europa nehmen. Gib ihm Antwort, Boy! Er versteht," meinte der Manager, nun zu mir gewendet, „alle Gärtnerarbeiten: Beete anlegen, Bäume pfropfen und beschneiden — —"

„Sonst nichts?" fragte ich den Inder. „Ist das alles?"

„Er wird sich jetzt zu jeder Arbeit verstehen, auch zu der niedersten, er hat nämlich seine Kaste verloren," versicherte der Manager.

„Ich möchte einmal sehen, ob du diese Jasminknospe innerhalb einer Viertelstunde zum Aufblühen bringen kannst," sagte ich zu Ulam Singh.

Aber der Inder schüttelte heftig den Kopf und

machte eine abwehrende Bewegung mit beiden Händen.

„Ah, Sie denken offenbar an das bekannte Kunststück der indischen Büßer, Herr Baron?“ sagte der Manager lächelnd. „Aber das ist keine so alltägliche Sache, glauben Sie mir. Die Herren Indientouristen meinen, ein jeder von den Natives, denen sie begegnen, verstände die Kunst. Lassen Sie sich sagen, Herr Baron, ich bin seit meinem sechzehnten Jahr in Indien, aber diesen Trick habe ich nur ein einziges Mal zu sehen bekommen. Das war da drüben in Dschaipur, von einem sogenannten Bhat, einem radschputischen Straßensänger. Nein, dergleichen dürfen Sie von unserem Mann nicht erwarten. Aber ein tüchtiger Gärtner ist er, der sein Fach versteht, dafür verbürge ich mich.“

Ulam Singh ließ den Kopf hängen, sprach kein Wort und erwartete meine Entscheidung.

Seh'n Sie, Doktor, mir gefiel, daß der Inder seine Fähigkeiten geheim hielt. Es schien mir etwas von dem Feingefühl des echten Künstlers darin zu liegen, der seine Leistungen nur ungern der Neugierde der großen Menge preisgibt.

„Es ist gut, du kannst bleiben,“ sagte ich. „Mach dich reisefertig, wir fahren wahrscheinlich schon morgen ab.“

Ulam Singh war reisefertig. Er brachte ein Bündel aus seinem Winkel. Es enthielt Betelblätter und Nüsse, ein paar Armbänder und einen Gebetskranz aus roten Kugeln. Und noch etwas: Eine Handvoll geriebenen Hanfs. —

Die Positur der Lotosblume

Während der Rückfahrt nach Europa habe ich an Ulam Singhs Wesen wenig Absonderliches oder Merkwürdiges gefunden. Er unterschied sich in nichts von jedem anderen eingebornen Diener. Er hielt meine Sachen leidlich in Ordnung, bediente mich zu meiner Zufriedenheit und verbrachte im übrigen seine freie Zeit mit dem Kauen von Betelblättern, die er sehr geschickt mit Butter zu bestreichen und mit einer Einlage von Arekanuß zu füllen verstand.

Auch hier in meiner Wiener Villa war er anfänglich ein Diener wie jeder andere; ein wenig exotisch vielleicht in seinen Lebensgewohnheiten, im allgemeinen aber erinnerte nichts in seinem Verhalten an jenen geheimnisvollen Vorgang, der sich im Garten des Pravatitempels in Agra abgespielt hatte.

Erst nach einigen Monaten erfolgte das tragikomische Abenteuer meines Kammerdieners Philipp mit seinem jungen Fuchs, das eigentlich die Einleitung zu jenen Ereignissen bildete, deren Verlauf, Doktor, mich zwang, Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Um mich kurz zu fassen — — Philipp und mein indischer Gärtner vertrugen sich schlecht. Eine gewisse Eifersucht meines alten Kammerdieners mag wohl die Hauptschuld daran getragen haben. Sie

müſſen wiſſen, daß Philipp ſchon ſeit vielen Jahren in meinen Dienſten ſteht; ich habe ihn von meinem verſtorbenen alten Bruder übernommen. Daneben hat wohl auch Philipps Unduldſamkeit gegen die mannigfachen, oft allzu indiſchen Gewohnheiten Ulam Singhs mitgeſpielt. Der Inder liebte es beiſpielsweiſe, im Garten bei ſeiner Arbeit zu ſingen, in einem ſonderbaren Rhythmus, der für europäiſche Ohren einfach unerträglich war. Auch war Ulam Singh nicht davon abzubringen, Treppen und Veranda täglich mit einer abſcheulichen Kuhdunglöſung zu beſtreichen, wie er es von ſeiner Heimat her gewohnt war. All das gab Gelegenheit zu Streit, und eines Tages kam es ſogar zu Tätlichkeiten — — der Anlaß war übrigens komiſch genug.

Ulam Singh war abergläubiſch. Er duldete es nicht, daß irgendwer im Garten auch nur eine einzige Roſe von einem der Stöcke ſchnitt. Er war überzeugt, daß in jedem von den Roſenſtöcken irgendein indiſcher Gott ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hatte, der im übrigen den ganzen Tag zu ſchlafen ſchien. Denn bevor Ulam Singh die Gartenſchere an die Roſen ſetzte, klatſchte er dreimal in die Hände, damit der Roſengott gewarnt wäre und Zeit hätte, ſich rechtzeitig auf und davon zu machen. Dieſe rückſichtsvolle Zeremonie unterließ Ulam Singh nie; ich und meine Gäſte haben oft unſeren Spaß daran gehabt.

Nun hatte aber Philipp eines Tages in Abweſenheit Ulam Singhs eine Art Götterdämmerung im Garten veranſtaltet; zumindeſt drei Dutzend Roſen hatte er von den Stöcken geſchnitten, natürlich ohne vorher den Göttern die gebührende Rückſicht

des Aufweckens zu erweiſen. Darüber kam es zwiſchen Philipp und Ulam Singh zu einem Streit, der diesmal in eine wilde Prügelei ausartete, bei der Ulam Singh den kürzeren zog. Er hinkte davon und ſtieß furchtbare Flüche und Verwünſchungen in maharattiſcher Sprache aus. Von dieſem Tage an ſuchte er offenbar unausgeſetzt eine Gelegenheit, ſich zu rächen. Und ſeine Rachſucht war ſo intenſiv, daß ſie ihn dazu brachte, jene geheimnisvolle, ſorgſam vor mir verborgen gehaltene Fähigkeit zu benutzen, von der ich damals in Agra eine Probe erlebt hatte. Stellen Sie ſich vor, Doktor, er kam auf den Gedanken, ſeine Kunſt, das Wachstum eines fremden Organismus .... doch nein! Ich will Ihnen die Geſchichte von Anfang an erzählen.

Mein alter Philipp, der ein großer Tierfreund iſt, hat vor ein paar Wochen von ſeinem Neffen, einem Forſtgehilfen in Naßwald, einen poſſierlichen, ganz jungen Fuchs geſchenkt bekommen, ein noch hilfloſes, kaum acht Tage altes Tier, mit dem man ſpielen konnte wie mit einer Katze. Philipp gab ſich die größte Mühe, ihn aufzuziehen. Der Fuchs war überaus drollig in ſeinen Bewegungen und ſchon nach ein paar Stunden der Liebling der ganzen Dienerſchaft, ſo daß es tagsüber ganze Prozeſſionen nach dem kleinen Schuppen gab, in dem Philipp das Tier untergebracht hatte. Dort lag es, ließ ſich tätſcheln und ſtreicheln und ſpielte den ganzen Tag über mit Holzſtücken und Zwirnknäueln, die man ihm gebracht hatte.

Gegen acht Uhr morgens am nächſten Tage hörte ich plötzlich Lärm im Hof. Ich trat ans Fenſter; der alte Philipp kam kreiſchend über den Hof ge-

laufen. Er ſchwenkte die eine Hand in der Luft, ſah mich am Fenſter, blieb ſtehen und wies ſchreiend mit der anderen Hand nach dem Schuppen.

Da kam blitzſchnell irgend etwas hervorgeſchoſſen .... irgend etwas Großes, Langgſtrecktes, Rotes .... ein toller Hund dachte ich im erſten Augenblick. Mitten unter die Hühner fuhr das Phantom hinein, die nach allen Seiten auseinanderſtoben. Dann raſte es wütend hin und her zwiſchen den Mauern, die den Hof einſchloſſen, während Philipp mäuschenſtill in einen Winkel gepreßt ſtand .... nur die Hand ſchwenkte er noch immer in der Luft.

Ich lief ins Nebenzimmer, riß die Jagdflinte von der Wand, lud, legte an und ſchoß.

Die ekelhafte Beſtie überſchlug ſich, fiel nieder, ſchleppte ſich noch ein paar Schritte weit und ſtreckte dann alle viere von ſich.

Ich lief in den Hof hinunter. Ein rieſiger, ſteinalter Fuchs war es, der tot auf der Erde lag. Meine Kugel hatte ihm das Rückgrat zerſchmettert.

Jetzt kam auch der alte Philipp aus ſeinem Winkel hervor. Er war totenblaß vor Schreck und zitterte an allen Gliedern.

„Das iſt Ulam Singh geweſen, der indiſche Teufel! Er hat mir meinen kleinen Fuchs geſtohlen und an ſeine Stelle dieſe wilde Beſtie in den Schuppen geſperrt," jammerte er und zeigte mir ſeinen Arm. Er blutete aus einer tiefen Bißwunde. Der Fuchs hatte ihn, als er in den Stall trat und das Tier ſtreicheln wollte, ſofort angeſprungen und ſich in ſeinen Arm verbiſſen.

Ich ließ mir Ulam Singh kommen und über-

häufte ihn mit Vorwürfen. Dabei mußte ich mir alle Mühe geben, ernſt zu bleiben, denn die raffinierte und doch drollige Art ſeiner Rache beluſtigte mich mehr, als ich zugeben wollte.

Woher er ſich ſo raſch das alte biſſige Tier verſchafft hätte, wollte ich wiſſen.

Aber aus dem Inder war nichts herauszubekommen. Er blieb bei allen Vorwürfen ſtumm und zuckte bloß die Achſeln.

Er ſollte doch wenigſtens ſagen, wo er das junge Tier verſteckt hätte.

Ulam Singh gab keine Antwort.

Ich holte die Reitpeitſche aus der Tiſchlade, knallte ein paarmal durch die Luft, markierte fürchterlichen Zorn und drohte dem Inder, ihn auf die Straße zu jagen.

Aber Ulam Singh erſchrak, als er mich zornig ſah, und warf ſich auf den Boden.

„Wo haſt du das Tier verſteckt, Halunke!“ ſchrie ich.

„Sahib! Es iſt der gleiche Fuchs!“ jammerte Ulam Singh. „Ich ſchwöre, es iſt der gleiche Fuchs!“

„Biſt du verrückt?“

„Er iſt ſo alt geworden über Nacht! Ich ſchwöre, Sahib, es iſt der gleiche Fuchs. Sieh den weißen Fleck auf der Stirne.“

Ich ging in den Schuppen .... In der Ecke des Verſchlages ſah ich glimmende Holzkohle, und mit einem Male ſpürte ich jenen infernaliſchen Hanfgeruch wieder, und zu gleicher Zeit ſchoß mir ein Gedanke durch den Kopf, der mir im Augenblick toll, wahnwitzig und unmöglich ſchien, aber ſchon im nächſten feſtbegründete und unbeſtreitbare Wirklichkeit für mich geworden war.

„Ulam Singh!“ forſchte ich voll Aufregung. „Du haſt mit dem Fuchſe dasſelbe getrieben, was du damals in Agra mit der Orchidee getan haſt!“

„Ja, Sahib. Ich hab' ihn alt gemacht über Nacht.“

„Wie haſt du das angeſtellt, gib Antwort, oder ich zerſchlage dir alle Knochen.“

„Durch die Poſitur der Lotosblume,“ ſagte der Inder zitternd. „Und durch den Verzicht des Atems, welcher die Reinigung meines Körpers bewirkt. Unſere Weiſen nennen das: die Padmaſana.“

„Was iſt das, die Poſitur der Lotosblume?“ forſchte ich.

„Die Gewalt der Lotosblume iſt ſehr groß, der ſchmutzige Körpertopf muß gereinigt werden,“ gab Ulam Singh geheimnisvoll zur Antwort.

„Beſchreibe mir, was du getan haſt,“ drängte ich.

„Wille iſt der Dünger, Entſagung der Regen, Verſenkung die Sonne, ſagten meine Lehrer,“ erwiderte Ulam Singh.

Mehr war aus dem Inder nicht herauszuholen. Immer gab er dieſe gleichen, formelhaften Antworten. Dafür aber zeigte es ſich, daß die Scheu und die Zurückhaltung, die ſich Ulam Singh bis dahin auferlegt hatte, gebrochen waren. In der Tat! Tag für Tag wiederholte ſich jetzt das Orchideenwunder. Ein kleiner Orangenbaum, der in der Halle ſtand, trug eines Morgens vier goldgelbe Früchte, ohne daß ich vorher Blüten wahrgenommen hätte. Eine Bohne, die ich ſelbſt in die Erde gepflanzt hatte, war tags darauf meterhoch emporgeſchoſſen. Ein paar Farrenkräuter in einem Winkel des Gartens wurden plötzlich zu einem undurchdring-

lichen Dickicht. Eine neugeborne Katze ſtrich ſchon am Abend zwiſchen den Schuppen umher und jagte Mäuſe .... Sie ſehen mich erſtaunt an, Doktor, ſie wundern ſich, daß ich von dieſen Erſcheinungen, die allen unſeren biologiſchen Anſchauungen widerſprechen, erzähle, als ob ſie das natürlichſte und ſelbſtverſtändlichſte Ding von der Welt wären. Das Unfaßbare und Unerklärliche wird uns merkwürdig bald alltäglich. Der Menſch, der zum erſtenmal das ſpukhafte Wunder des Telephons, das phantaſtiſche Ereignis des Aeroplans erlebt hat, war ſicher im erſten Moment ſtarr vor Staunen — aber nur dieſen einen Moment lang, und ſchon im nächſten ſchien ihm das Wunder gewöhnlich und ſelbſtverſtändlich, und er bediente ſich ſeiner, als wär' es ſeit jeher dageweſen. So iſt es mir ergangen. Nur einen kurzen Augenblick lang war ich faſſungslos, vermochte ich zu ſtaunen, dann aber war mir das Wunder ein Alltagsding geworden und ſchien mir ſo vertraut, als wär' ich groß geworden in Ulam Singhs verſchloſſener Welt rätſelvoller Weisheit und zauberhafter Fähigkeiten und hätte es nie anders gewußt.

Jetzt freilich, da Ulam Singh tot iſt, beginnen mir die Erlebniſſe der letzten Tage wieder unfaßbar und ſchattenhaft zu werden, das Gefühl des grenzenloſen Staunens, das mich in der erſten Sekunde durchzuckt hat und dann erloſchen iſt, iſt ſchon jetzt wieder erwacht, und ich ſehe die Zeit nahe, wo mir der Inhalt der letzten Tage in meiner Erinnerung nur wie ein furchtbarer und angſtvoller Fiebertraum ſein wird, der niemals Wirklichkeit geweſen iſt.

Und dennoch habe ich Ulam Singhs Experiment

mit eigenen Augen gesehen und im eigenen Körper gefühlt — lassen Sie mich weiter erzählen, Doktor.

Es war ein paar Tage später, daß ich von Ulam Singh verlangte, er solle mich bei einem seiner Experimente als Zeuge anwesend sein lassen. Er sollte seine Kunst vor meinen Augen erweisen. Es war nicht Mißtrauen und im Grunde auch nicht Wissenstrieb, der mich dieses Verlangen stellen ließ. Es war Neugierde, nichts als Neugierde, und ich setzte schließlich meinen Willen durch.

Es wurde vereinbart, daß Ulam Singh das Experiment in meiner Anwesenheit an Gretls kleinem Fox Billy ausführen sollte. Ich erinnere mich noch deutlich aller der umständlichen Vorbereitungen, die der Inder traf. Der Schauplatz des Versuches war die Veranda. Der Fox war an ein Stuhlbein angebunden und spielte unausgesetzt mit einem Papierknäuel.

Das erste, was Ulam Singh tat, war etwas sehr Merkwürdiges. Er brachte einen schmalen Leinwandstreifen von der Länge eines halben Meters zum Vorschein, den schlang er hinunter und zog ihn sodann an seinem Ende wieder aus dem Hals hervor, langsam, Zoll für Zoll, — zur Reinigung des „schmutzigen Körpertopfs", wie er sich ausdrückte. Das erscheint Ihnen unmöglich — aber die indischen Sadhus sind zweifellos, ich kann wohl sagen: nachweislich, in ungleich höherem Maße Herren ihres Muskelspiels als wir. Dann trank Ulam Singh Wasser in großen Mengen und spie es wieder aus — auch das zur Reinigung seines Körperinnern, weil diese, wie er mir erklärte, die Voraussetzung zur Erlangung der Herrschaft über die Kräfte der Natur bilde.

Nun brannte er ein kleines Holzkohlenfeuer an, mitten auf dem Boden der Veranda, und warf große Mengen seines grünlichen Pulvers auf die glühenden Kohlen.

Sogleich verbreitete sich jener penetrante Hanfgeruch, den ich schon wiederholt wahrgenommen hatte. Ich bekam starke Kopfschmerzen und ein wenig Atembeschwerden. Billy spielte noch immer mit seinem Papierknäuel. Ulam Singh nahm indessen die Lotuspositur ein. Er setzte den rechten Fuß auf den linken Schenkel und ebenso den linken Fuß auf den rechten Schenkel. Dann griff er mit den Händen nach den Fußspitzen und hielt den Atem an. Ich stand hinter ihm und stellte mittels meines Taschenspiegels fest, daß tatsächlich jede Lungentätigkeit aufgehört hatte. Auch die Herztätigkeit schien erloschen zu sein. Die Augen quollen hervor und die Adern an der Stirne begannen anzuschwellen und heftig zu schlagen.

Die Untersuchung des Inders hatte mich die ganze Zeit über derart in Anspruch genommen, daß ich das eigentliche Objekt des Versuches, den Foxterrier, ganz außer acht gelassen hatte. Jetzt erst wandte ich mich dem Hund zu.

Ein alter, triefäugiger Köter lag vor mir auf der Erde. Der Geifer rann ihm aus dem Maul, die Augen blinzelten mich müde an. Ich rief ihn bei seinem Namen. „Billy!" rief ich, „Billy!"

Der Hund versuchte mühsam sich zu erheben, sank aber sogleich wieder kraftlos auf den Boden zurück. Ein paar Fliegen summten um seinen Kopf, aber Billy war zu müde oder zu faul, sie zu verscheuchen. Er stieß ein leises Jammern aus, das in ein Gähnen überging, streckte sich

aus, blinzelte mich nochmals an und begann zu ſchlafen.

Ich kann Ihnen die Erregung nicht ſchildern, die mich ergriff. Nie vorher in meinem Leben habe ich ein ſo grauſam wahres Bild der Troſtloſigkeit des Alters geſehen. Der Hund, der vor einer kleinen Viertelſtunde der Übermut und die Tollheit ſelbſt geweſen war, und der jetzt kraftlos auf der Erde lag, zu müde, um die Fliegen zu verſcheuchen, das war in einer Art erſchreckend und ſchauerlich, die ich Ihnen heute ſchwer begreiflich machen kann. „Billy!“ rief ich nochmals. Der Hund wendete noch einmal den Kopf nach mir und begann kläglich zu winſeln.

„Genug!“ rief ich Ulam Singh zu. „Es iſt genug!“

Ulam Singh ſchrak empor, holte tief Atem und blickte mich an. Dann wies er auf den Hund und lächelte.

Nach einigen Augenblicken ſtand er langſam auf, ging einigemal in der Veranda hin und her und blieb vor dem Hunde ſtehen mit einem Blick, der Triumph auszudrücken ſchien und zugleich den Wunſch nach Lob und Anerkennung. Dann bückte er ſich, nahm eine von den glühenden Kohlen in die Hand und näherte ſie dem Hund.

Das Tier rührte ſich nicht, obwohl die rotglühende Kohle ſeinem Kopfe näher und näher kam. Erſt als die Glut ihm die Haare verſengte, ſchnupperte er ein wenig und bog dann den Kopf ſchläfrig zur Seite. Der Hund war blind vor Alter, und das war es, was Ulam Singh mir hatte zeigen wollen.

Ich habe eiſerne Nerven, aber das alles war mehr, als ich ertragen konnte. Es ſchien mir, als wäre das Tier an der äußerſten Grenze ſeines

Daſeins angelangt, als müſſe der dünne Faden, der es am Leben hielt, im nächſten Augenblick zerreißen. Ich ſprang auf und verlangte von Ulam Singh — — ich glaube in ſehr wirren und unzuſammenhängenden Worten — — die Beendigung des Experimentes.

Ulam Singh beeilte ſich nicht eben ſehr. Er warf wieder ſein Pulverpräparat auf die Kohlenglut, ließ ſich langſam und umſtändlich nieder, ſchöpfte einige Male tief Atem und nahm endlich die Poſitur der Lotusblume wieder ein — alles das ſehr bedächtig und langſam, wie jemand, der durchaus keine Eile hat.

Diesmal beachtete ich ſein Verhalten nicht weiter, ſondern konzentrierte meine ganze Aufmerkſamkeit auf den Hund. Einige Minuten hindurch konnte ich keine Veränderung an ihm wahrnehmen. Mit einem Male hob er ſcharf und kurz den Kopf, wurde unruhig, ſtieß Laute aus, aber kein Winſeln mehr, ſondern ein Knurren, und im gleichen Moment ſah ich plötzlich wieder Leben und Bewegung in ſeinen Augen, er blickte zu mir auf, erkannte mich — und da ſchoß mir zum erſtenmal jener wahnwitzige Gedanke durch den Kopf, der mich ſeither nicht wieder loslaſſen wollte!

Ich ſah, daß das Experiment geglückt war. Und da durchfuhr es mich: der Verſuch mußte wiederholt werden! Das alles mußte ich nochmals ſehen — aber nicht an einem Tiere, nicht an einer Pflanze, nein! An mir ſelbſt!

Es war Wahnſinn, Doktor, der mir den Gedanken einblies. Tolle Begierde nach dem Unbekannten, Luſt, mich ins Dunkle und Ungewiſſe zu wagen. Derſelbe Trieb, der mich zwingt, einen

glatten steilen Felsenturm, an dem kein anderes Auge Griffe für Hände und Tritte für Füße erkennt, zu erklimmen.

Doch die Größe der Gefahr, die unerwartet hereinbrechen sollte, konnte ich damals nicht ahnen. Sonst hätte ich niemals den frivolen und verbrecherischen Gedanken gefaßt, auch meine Tochter, mein einziges Kind, in die Sache hineinzuziehen. Ja, auch an ihr sollte das Experiment ausgeführt werden, ich war begierig danach, das Kind eine Minute lang in der vollen Schönheit eines reifen Weibes zu sehen, ich wollte in ihre Zukunft blicken, ich malte mir aus, daß sie dann ihrer toten Mutter ähnlich sehen müßte, die eine wunderschöne Frau gewesen ist — und da schlug plötzlich Lärm an mein Ohr — der Sessel war umgestürzt, an den der Hund gebunden war, Billy tollte in der Veranda umher, sprang auf den Tisch, kläffte, war wild, ausgelassen, übermütig, jung wie vorher — und in mir hatte sich jener Entschluß festgebohrt und festgefressen, der für mich viele Stunden der Angst und der Verzweiflung in sich bergen sollte, und für Ulam Singh den Tod.

Das letzte Experiment

Der Baron ſchwieg eine kurze Weile hindurch, nahm ſein Taſchentuch vom Halſe und beſah die Blutflecken.

„Doktor!“ ſagte er dann, „Sie müſſen die Güte haben, ſich die Schnittwunde an meinem Halſe anzuſehen. Sie blutet unausgeſetzt. Ich habe Ihnen wohl ſchon geſagt, daß ich vor ein paar Tagen am Nacken geſchnitten worden bin. Natürlich: Geſtern haben Sie ja vergeblich die Wunde unter dem Verbande geſucht — nun, da iſt ſie, Doktor, ſehen Sie ſich ſie an. Ein bißchen Watte und ein kleines Stück Leinwand! So, das genügt ſchon, und jetzt will ich in meinem Bericht fortfahren.

Was ich Ihnen jetzt erzähle, wird für immer zwiſchen uns beiden ein Geheimnis bleiben. Nur mein Diener Philipp weiß noch davon, ſonſt kein Menſch im ganzen Hauſe. Das Aushilfsperſonal, das ich geſtern in aller Eile aufgenommen habe, wird abgelohnt und packt ſeine Sachen; in einer halben Stunde werden die Leute das Haus verlaſſen haben, keiner von ihnen wird mich zu Geſicht bekommen. Die alte Dienerſchaft, die ich auf mein mähriſches Gut geſchickt habe, iſt bereits telegraphiſch zurückbefohlen. Sie werden mich allegenau ſo antreffen, wie ſie mich vor ihrer Abreiſe geſehen haben. Kein Menſch wird wiſſen, daß ich inzwiſchen zwei Tage lang ein alter Mann geweſen bin. —

Das verhängnisvolle Experiment fand vorgestern um vier Uhr nachmittag in meinem Treibhaus statt. Ich hatte erwartet, daß Ulam Singh einige Schwierigkeiten machen werde, aber meine unverhohlene Bewunderung und das Interesse, das ich an seinen Versuchen nahm, machten ihm anscheinend solche Freude, daß er zu allem, was ich verlangte, bereit war.

Langsam und umständlich, wie immer, nahm er die Prozedur vor, die er „die Reinigung des Körperinnern" nannte. Ich stand indessen neben dem dünnen Stämmchen, das Sie dort sehen, einem Mangobaum, der erst ein paar Monate alt ist; er war mir kurz zuvor aus Ceylon zugeschickt worden, und Ulam Singh hatte ihn am Vormittag jenes Tages im Treibhause eingepflanzt. Während Ulam Singh das Hanfpräparat auf die glühende Kohle schüttete und sich sodann in die „Positur der Lotusblume" niederließ, besah ich den Mangobaum und hatte meine Freude an den schönen, blaugrünen Lanzettblättern. Gretl, die keine Ahnung davon hatte, was ich mit ihr beabsichtigte, spielte mit ihrer Springschnur unbekümmert um das, was um sie vorging; nur der Qualm des glimmenden Hanfes war ihr unangenehm, sie hustete und rieb sich die Augen. Ich beobachtete indessen das Anschwellen der Schlagadern an der Stirn Ulam Singhs, und die ersten Minuten vergingen, ohne daß ich eine Veränderung an mir selbst wahrnehmen konnte.

Das erste Auffällige, das ich spürte, war ein leiser Schmerz im Zahnfleisch, das heißt, es war eigentlich kein richtiger Schmerz, sondern eher eine gewisse Unruhe. Auch Gretl schien etwas Ähnliches zu fühlen, denn ich konnte beobachten, wie sie mehr-

mals mit der Hand über ihre Backen strich. Diese Erscheinung verging aber bei mir sehr bald, statt ihrer stellte sich ein leises Prickeln auf der Kopfhaut ein — ich notierte mir diese Beobachtungen samt den genauen Zeitangaben in mein Taschenbuch. Gleich darauf klagte Gretl über Schmerzen im Fuß. Sie setzte sich auf den Boden nieder und zog die Schuhe aus; ich konnte mir das nur damit erklären, daß ihr die Schuhe zu eng wurden. Gleichzeitig sah ich, daß eines der Schürzenbänder gerissen war; ein Knopf sprang ab, und ein paar Nähte platzten. Es war klar, daß ihr Körper gegen das Kinderkleidchen zu rebellieren begann.

Jetzt stellten sich auch bei mir neue Erscheinungen ein, solche recht lästiger Art: ein starker Druck im Hinterkopf, ein dumpfer Schmerz im Kreuz und in den Handgelenken, dazu ein gewisses Gefühl der Leere und der Müdigkeit. Ich glaubte es plötzlich in allen Gliedern zu fühlen, daß ich im Begriffe war, ein alter Mann zu werden. Eine unbeschreibliche Angst erfaßte mich, aber ich drückte sie gewaltsam nieder und zwang mich, ruhig zu denken: in einer halben Stunde, sagte ich mir, ist alles wieder, wie es vorher war. Aber der Schmerz im Rückgrat nötigte mich doch, irgend etwas zu suchen, woran ich mich lehnen konnte. Nun wußte ich ja das dünne Mangobaumstämmchen hinter mir, an das lehnte ich mich also, aber ganz leicht und in dem Bewußtsein, daß es sofort elastisch nachgeben werde. Doch es gab nicht nach, etwas Fremdes, Breites und Festes war hinter meinem Rücken, und ich drehte mich um.

Wie soll ich Ihnen jetzt meine Uberraschung beschreiben, wie soll ich Ihnen schildern, wie mir zu-

mute wurde bei der erſtaunlichen Veränderung, die ſich meinen Augen darbot. Unter dem Einfluß der Kräfte Ulam Singhs war nämlich auch der Mangobaum gewachſen, er war alt geworden, ſo wie ich alt geworden war, er ſtand da, ein ſtarker, knorriger Stamm mit fauſtgroßen Früchten. Und rings um ihn war unendliches anderes Leben entſtanden, über und über war er von Schlinggewächſen umſponnen, aus der Erde kam es hervor, von ſeinen Äſten ringelte es ſich herab, Efeugeranke mit blauen, gelben und feuerroten Blüten — vor meinen Augen wuchs der indiſche Zaubergarten hervor, den Sie geſtern geſehen haben, Pflanzen, die ich nie vorher gekannt habe, waren jetzt auf einmal da — Sie, Doktor, waren es, der mir zum erſtenmal ihre Namen nannte. Ein Blütenmeer dehnte ſich nach allen Seiten und wurde zum undurchdringlichem Dſchungel. Aus allen Richtungen wurde ich angefallen. Ein Aufruhr der Pflanzenwelt! Ein dünner Zweig ſchnellte auf mich zu und ſchlug mir mein Taſchenbuch aus der Hand. Ein rieſiges Blattgewächs ſchob ſich an mich heran und entfaltete ſich kniſternd wie ein Zeitungsblatt vor meinem Kopf. Ein bösartiges, kleines Bambusſtöckchen verſuchte mich in den Fuß zu ſtechen, mein Knie war plötzlich von einer blaublühenden Winde umſchlungen und gefeſſelt, ich bückte mich, um es frei zu bekommen, und dabei fiel mein Blick auf Gretl.

Nein! Nicht auf Gretl. Auf eine fremde, ſchöne Frau, die ich nicht kannte. Ich muß Ihnen geſtehen, Doktor, ich war in ſolcher Verwirrung, daß mich wirklich einen Augenblick lang der Gedanke beſchäftigte: Was ſucht dieſe fremde, ſchöne Frau

in meinem Treibhause? Wer hat sie hereingeführt? Es war, als hätte ich mein Gedächtnis verloren, aber nur den Bruchteil einer Sekunde lang, denn die fremde Frau stieß jetzt einen Ruf des Entzückens aus und kniete auf die Erde nieder, ganz unbekümmert, so wie kleine Mädchen niederknien, und an dieser raschen, kindlichen Bewegung erkannte ich meine Gretl.

Sie hatte das hundertfältige Blütenwunder der Schlinggewächse erblickt und pflückte jauchzend eine Blüte nach der anderen, und dann wies sie mit den Fingern auf ein großes Farrenblatt hin, und ich sah zwei Ameisen von einer fast fingerlangen, rostroten Art, die auf dem Blatt hin und her liefen. Ich entsinne mich noch, daß es mir durch den Kopf schoß: Zum Teufel, wie kommt denn dieses tropische Ungeziefer hierher? Aber ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, denn in diesem Augenblicke, da geschah das Fürchterliche.

Es war anfangs nur ein ganz leises Geräusch, das von den Blättern des Mangobaumes herzukommen schien, ein kaum hörbares Rieseln, ein Gleiten. Es wurde zu einem deutlichen Rascheln, ganz nahe meinem rechten Ohr, und ich wußte noch immer nicht, was das zu bedeuten hatte, aber dann kam das Zischen, kurz und scharf.

Uber Gretls Kopf hing eine Tik Paluga. Ceylons giftigste und gefährlichste Schlange war in meinem Treibhause. Die indische Kobra will immer fliehen, sucht, wenn sie nur irgend kann, sich zu verbergen, — aber die Tik Paluga greift sogleich jedes lebende Wesen an und beißt. Und da hing solch eine Tik Paluga zwischen den Blättern des Mangobaumes, hatte den Schwanz um einen Ast geschlungen, ihr

Oberkörper ſchwang wie ein Pendel hin und her und zielte mit wütendem Ziſchen nach Gretls Kopf.

Ich wollte die Schlange packen und mit einem raſchen Griff unſchädlich machen — ich hatte in Indien gelernt, wie man mit Schlangen umgeht. Aber da fühlte ich plötzlich, daß ich nicht zugreifen konnte, meine Hände zitterten heftig, ich war ja ein alter Mann! Und da rief ich Ulam Singh zu Hilfe.

Ulam Singh hörte mich ſofort. Er fuhr auf, ſah die Schlange und erkannte die Gefahr. Mit einem blitzartigen Zufahren ergriff er die Tik Paluga am Schwanz und wirbelte ſie im Kreiſe in der Luft herum. Ich kannte dieſe Art, Schlangen unſchädlich zu machen, von Indien her, ich wußte, daß er jetzt den Schwanz des überraſchten und durch die Raſchheit der Bewegung betäubten Tieres loslaſſen und am Halswirbel zupacken würde — dann konnte die Schlange nicht mehr beißen. Aber — weiß Gott, wie das geſchehen iſt, wahrſcheinlich hat Ulam Singh die Schlange nicht an der richtigen Stelle gepackt — die Tik Paluga glitt ihm durch die Finger, wand ſich um ſein Handgelenk und biß ihn in den Arm.

Ulam Singh ſchrie auf, ſtarrte mich einen Augenblick wortlos an und ließ die Schlange zu Boden fallen. Ich ſprang zu und zertrat ihr den Kopf. Das alles hatte ſich gedankenſchnell abgeſpielt. Von dem Moment, in dem ich das Ziſchen der Schlange zuerſt gehört hatte, bis zu ihrem Biß waren nur Sekunden verflogen. Gretl hatte nichts bemerkt und pflückte noch immer die Blüten der Lianen, hinter ihr aber wand ſich Ulam Singh in Krämpfen auf dem Erdboden.

Was sich eigentlich zugetragen hatte, woher die Schlange in mein Treibhaus gekommen war, dafür fand ich erst später die Erklärung. Des Inders geheimnisvolle Fähigkeit, die „Gewalt der Lotosblume", wie er sie nannte, hatte nicht nur den Mangobaum, sondern alles, was an lebenbergenden Keimen, dem Auge unsichtbar, in seinen Blättern, in seinen Wurzeln, in seinem Erdreich verborgen, die Reise von Ceylon in mein Treibhaus mitgemacht hatte, zu einem fieberhaft raschen Wachstum gebracht. Samen von allerlei Gewächsen, die der Tropenwind angeweht hatte, Eier von Insekten und von Reptilien, die an den Blättern klebten, sie alle waren mit dem Mangobaum zugleich durch die Kraft der „Padmesana" zur Entwicklung gekommen. In dem Mangobaum waren, unsichtbar dem menschlichen Auge, die Wunder und die Gefahren des indischen Urwalds verborgen gewesen, und die waren jetzt wild emporgeschossen und bedrohten uns alle mit Verderben.

Das kam mir aber erst viel später zum Bewußtsein. In jenem Augenblick kniete ich neben Ulam Singh und bemühte mich, ihm den Arm oberhalb der gebissenen Stelle abzuschnüren.

„Vater, was fehlt dir?" hörte ich Gretl ängstlich neben mir rufen. „Wie siehst du aus? Ganz anders als sonst!"

„Ich bin krank, mein Kind," gab ich zur Antwort.

Gretl beruhigte sich bei dieser Erklärung. Ich zog meinen Taschenspiegel hervor. Ein verrunzeltes und verfallenes Gesicht blickte mir daraus entgegen, das Gesicht eines alten Mannes. Mein Haar war grau geworden, und erst jetzt wurde mir die ganze Tragweite der furchtbaren Wendung, die das Ex-

periment genommen hatte, bewußt: So wie ich mich in dem Spiegel sah, so mußte ich bleiben, wenn Ulam Singh starb!

Aber da war in all meiner Verzweiflung etwas, was mich tröstete und aufrecht erhielt: Ich merkte keine Änderung meiner psychischen Beschaffenheit. Ich vermochte, genau wie vorher, ruhig und geordnet zu denken und zu überlegen. Ich stellte mit vollkommener Ruhe fest, daß nur mein Körper gealtert war, daß aber meine geistigen Kräfte: Entschlossenheit, Energie und rasches Denken mir ungeschwächt erhalten geblieben waren.

Es war sicher, daß Ulam Singhs Gewalt nur den Körper altern gemacht hatte. So wie in Gretls Frauenkörper noch immer die Seele des elfjährigen Kindes lebte, so waren meine eigenen geistigen Kräfte, Gefühle und Empfindungen jung und stark geblieben und nur in einen siechen, greisen Körper gesperrt.

Während ich noch neben Ulam Singh kniete, hörte ich meinen alten Philipp an der Treibhaustür pochen und rufen. Doktor, es würde viel zu lang währen, wenn ich Ihnen schildern wollte, was es für Mühe kostete, dem alten Manne zu erklären, was sich ereignet hatte, und, daß ich wirklich sein „gnädiger Herr" war. Genug, es gelang mir, und nach zehn Minuten hatte ich den jammernden und ganz fassungslosen Philipp so weit, daß er mir brachte, was ich benötigte, vor allem übermangansaures Kali, von dem ich sogleich eine Dosis in Ulam Singhs Arm einführte.

Ich konnte bald feststellen, daß die Injektion von guter Wirkung war. Die Krämpfe ließen nach, auch stellte sich kein Anschwellen der Gliedmaßen

ein; ich hatte Grund, zu hoffen, daß für den Augenblick das Ärgſte abgewendet war; jetzt galt es, für raſche, ärztliche Hilfe zu ſorgen.

Das ging nun freilich nicht ſo leicht, wie ich wünſchte. Das Treibhaus durfte ich nämlich nicht verlaſſen. Keiner von meinen Leuten ſollte mich zu Geſicht bekommen. Philipp ſchickte ſie alle auf mein mähriſches Gut — — ich weiß gar nicht, welchen Vorwand er zu Hilfe nahm, ich glaube, er ſprach von einem Blatternfall in der Nachbarſchaft. Erſt um ſechs Uhr abends war das Haus leer, und ich konnte ans Telephon. Gretl hatte inzwiſchen ein Kleid aus der Garderobe der abgereiſten Franzöſin bekommen, das ihr leidlich paßte.

Ihren Namen, Doktor, kannte ich, da ich mich Ihres Eingreifens in die Kriminalaffäre Hallaſch und der Dienſte, die Ihr Karaſinſerum damals der Polizei geleiſtet hat, ſehr gut entſann. Sie ſchienen mir der einzige Menſch zu ſein, von dem Hilfe zu erwarten war. Ich ſetzte mich daher mit Ihrem Freund, dem Architekten, der die Pläne zu meiner Villa entworfen hat, in Verbindung.

Eine Stunde währte es, ehe Sie kamen, und wiſſen Sie, wie ich dieſe Stunde verbracht habe? Ich bin von Zimmer zu Zimmer gegangen und hab alle Spiegel verſteckt oder verhängt, denn Gretl ſollte ihr Bild nicht ſehen, ſie durfte nicht erfahren, was mit ihr geſchehen war, und welches Verbrechen ich an ihr begangen hatte. Nur an einen einzigen Spiegel hab ich vergeſſen, an den Spiegel auf der Veranda. — Sie haben mich ſicher für verrückt gehalten, als ich ihn ſo raſch zerſchlug, ehe Gretl zum Frühſtück kam. Dennoch hat meine

Tochter heute nachts in einem Spiegel, dessen Vorhang zu Boden gefallen war, ihr Bild gesehen. Aber sie hat sich selbst nicht erkannt und sich vor der fremden Frau gefürchtet. Jetzt ist alles glücklich vorüber, und ich kann die Tücher von den Spiegeln nehmen lassen.

Ich glaubte, für alles gesorgt, jede Möglichkeit vorbedacht zu haben — — dennoch ist mir manches entgangen. Als Sie gestern unter meinem Verbande keine Wunde gefunden haben — — Doktor, glauben Sie mir, ich war im ersten Moment ebenso erstaunt und überrascht wie Sie. Und es war doch so klar, daß mit dem Altern meines Körpers zugleich auch meine Wunde verheilen und die Narbe verschwinden mußte. Jetzt ist sie auf einmal wieder da, und ich glaube, ich habe viel Blut verloren, ehe Sie mir den Verband erneuerten.

Daß Sie mir das Karasinserum verweigerten, war mir eine furchtbare Enttäuschung. Mir blieb nur noch die einzige, schwache Hoffnung, daß ich selbst Ulam Singh vor meinem Tode noch einmal zum Bewußtsein bringen und ihn veranlassen könnte, sein Experiment zu beendigen. Heute nacht, als Sie mich überraschten, hatte ich den Versuch gewagt — — er war kläglich mißlungen.

Ein oder zweimal, Doktor, war ich auf dem Wege, Ihnen alles zu beichten, was geschehen war. Aber im entscheidenden Moment brachte ich es doch nicht über mich. Ich schwieg, nicht aus Feigheit und nicht aus Angst vor Vorwürfen. Nein! Ich mußte jedoch damit rechnen, daß Ihr Karasinserum versagen, daß Ulam Singh sterben könnte, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Für diesen Fall war ich entschlossen, mich mit Gretl in

irgendeinen versteckten Winkel der Welt zu verkriechen, wie ein krankes Tier. Dann hätte niemand unser Unglück erfahren dürfen, niemand, auch Sie nicht, Doktor, denn es gibt nichts Schlimmeres, als um eines Schicksals willen bemitleidet zu werden, das man durch eigene Schuld auf sich gezogen hat.

Nun, Doktor, wissen Sie, wofür wir Ihnen zu danken haben, Gretl und ich. Das Kind freilich wird es nie erfahren dürfen, Doktor, darum muß ich Sie bitten — — doch still! Ich glaube, das ist sie."

Die Treibhaustür war stürmisch aufgerissen worden, und die Baronesse hüpfte herein. Hinter ihr kam Melitta Ziegler.

„Felix!" rief die Schauspielerin und faßte ihren Bräutigam bei beiden Händen. „Bist wieder hübsch beinand'? Na, weißt, du hast mir einen schönen Schrecken eingejagt. Kannst dich bei dem Herrn Doktor bedanken, daß du so gut davongekommen bist. Das ist übrigens ein spaßiger Mensch, dein Herr Doktor. Weißt du, womit er mich unterhalten hat, vorhin? Er und der Spatz wollen heiraten, hat er mir erzählt, und hat ganz ernst dabei dreing'schaut — — ich bin ihm wirklich aufg'sessen und hab' zu schimpfen ang'fangen."

Dr. Kircheisen wurde blutrot im Gesicht, senkte den Kopf und schwieg.

Der Baron sah die Verlegenheit des Arztes. „Gretl!" sagte er. „Gib dem Herrn Doktor einen Kuß und sag: Dank schön!" Und ganz leise, nur für den Arzt allein hörbar, setzte er hinzu: „Er hat mir mein Leben und dir deine Jugend gerettet."

Und die kleine Baroneſſe ſtellte ſich auf die Fußſpitzen und machte ſich ſo groß als möglich, ſpitzte dann umſtändlich die Lippen und gab dem Dr. Kircheiſen den Kuß, genau den gleichen, der ihn tags zuvor zweimal ſo ſelig und ſtolz gemacht hatte, und der doch nur der gedankenloſe Kleinkinderkuß des elfjährigen Mädchens war, das folgſam und artig den Spielkameraden küßt oder den braven Onkel.

Ende

Königskerzen und Narziſſen, Roſen, Nelken und Vergißmeinnicht, Stiefmütterchen und Reſeden blühten in ihren Töpfen und in ihren Beeten auf, wurden begoſſen, dufteten ein paar Wochen hindurch und verwelkten wieder, wenn ihre Zeit um war. Der Garten des Barons war geheimnislos geworden: Wind und Sonne, Regen und Tau hatten ihre uralten, ewigen Rechte wieder an ſich genommen, die ihnen der Gärtner des Pravati-Heiligtums in Agra für eine kurze Spanne Zeit entriſſen hatte.

Dr. Kircheiſen unternahm zwei Tage nach Ulam Singhs Tod ſeine Reiſe nach Korfu. Das eifrige Studium der Reptilien- und Inſektenfauna der Joniſchen Inſeln ließ ihm keine Zeit, in ſeinen Gedanken den Erlebniſſen in des Barons Villa allzuviel nachzuhängen, und jene große und verzehrende Leidenſchaft, der ſolch eine grauſame Enttäuſchung gefolgt war, erloſch allmählich. Als er in ſeine Wiener Wohnung heimgekehrt war, hatte er monatelang mit der Sichtung und Verarbeitung des geſammelten wiſſenſchaftlichen Materials zu tun, und die Anzeige der Trauung der Hofſchauſpielerin Melitta Ziegler mit dem Freiherrn von Vogh, die er auf ſeinem Schreibtiſch vorfand, vermochte ihn kaum fünf Minuten lang von ſeiner Arbeit abzulenken. Seine Haushälterin Bettina

überraschte er eines Tages, nach Durchsicht seines Notizbuches, durch die Mitteilung, daß er sich im ersten Stock eine neue Küche einzurichten und die alte in eine Dunkelkammer umzuwandeln gedenke — er hatte in seiner Zerstreutheit vergessen, daß diese außerordentlich praktische Idee aus dem närrischen Geplauder eines spielenden Kindes in sein sonst mit lauter biologischen, histologischen und embryologischen Ernsthaftigkeiten angefülltes Notizbuch geraten war. Es bedurfte der vollen hauswirtschaftlichen Autorität Bettinas, um den Doktor von seinem Vorsatz abzubringen.

Hie und da, wenn auch nicht allzuhäufig, wurde er auch später noch an seine Krankenvisite in der Hietzinger Villa erinnert. Eine Ansichtskarte, die ihm aus irgend einer überseeischen Gegend zugeflogen kam, ein paar Zeilen in einer Zeitung, die von einer neuen Erstbesteigung des bekannten Hochtouristen Felix Freiherrn von Vogh berichteten, gelegentliche Notizen in der Rubrik „Sport und Gesellschaft", in denen der Baron unter den Teilnehmern an einem Hoffest oder an einem Fechtmeeting genannt war, zeigten dem Arzt, daß sein ehemaliger Patient den Becher des Lebensgenusses, den ihm ein seltsames Geschick beinahe aus den Händen geschlagen hätte, bis zur Neige auszuschlürfen entschlossen war. Dr. Kircheisen beneidete ihn um all diese Zerstreuungen nicht. Sein Studierzimmer bot ihm mit seiner Sammlung von Büchern und Präparaten, sauber etiquettiert und alphabetisch geordnet die gleiche Summe irdischen Glücks, die der Baron auf seiner ruhelosen Jagd durch alle Taumel und Räusche dieser Welt zu erraffen suchte.

Doch auch für Dr. Kircheiſen gab es Augenblicke, in denen er ſich aus der Stille ſeines Eremitendaſeins in jenes reichere und buntere Leben ſehnte, dem er einmal beinahe Aug' in Aug' gegenüber geſtanden war. Das war, wenn er an ſchönen Tagen in den Straßen der inneren Stadt der Baroneſſe Vogh begegnete, die artig an der Seite ihrer Gouvernante ſpazieren ging, im kurzen Kinderkleidchen, den Reifen in der Hand — das kleine elfjährige Mäderl, das einmal einen Herbſttag lang ſeine Braut geweſen war.

Früher erſchien im gleichen Verlage

Leo Perutz

Die dritte Kugel

Roman

Dritte Auflage

Titel- und Umſchlagzeichnung von Wilh. Schulz

Preis geheftet 4 Mark, in Pappbd. 5.50 Mark

Tägliche Rundſchau, Berlin: Leo Perutz hat nicht nur blutige Bilder aus einer blutigen Zeit heraufbeſchworen, er hat uns auch ihren gleißenden Schimmer gegeben. Er hat Menſchen hingeworfen — überlebensgroß, wie gigantiſche Schatten —, daß ſie faſt den Rahmen ſprengen, in den ſie der Erzähler bannt ...

Die Sprache — ſchwer und wuchtig wie ein Landsknechtſchritt — zwingt uns gewaltſam und immer wieder zurück in das ſechzehnte Jahrhundert, wenn unſer Wiſſen und Erleben Vergleiche ziehen will zwiſchen einſt und jetzt. Dieſe Sprache iſt wie eine Maske, unter deren Schutz das Narrenrecht zeitloſer Wahrhaftigkeit lebt. Olga Wohlbrück

Die Zeit, Wien: ... Dieſe Farben ſind echt; endlich einmal ein hiſtoriſcher Roman aus dem Geiſt der behandelten Zeit. Und von der Sprache des Erzählers iſt, wenn nicht jedes Wort, ſo doch der Klang und ſtiliſtiſche Gehalt jedes Satzes aus dem reicheren und klareren Oberlauf des Stromes der deutſchen Sprache geſchöpft; es iſt da eines der ſchwerſten Stilprobleme mit tiefem Ernſt angegangen und in bewundernswerter Weiſe gelöſt worden.

Caſſeler Tageblatt: Ein ganz eigentümliches, ſpannendes, ſeltſames Buch, in kraftvoller, formgewandter, dichteriſcher Sprache geſchrieben, juſt ſo wie eben ein Buch der Bilder und Abenteuer einer intereſſanten Zeit, voll ſeltſamer, bunter, unſagbar finſterer Vorgänge, geſchrieben ſein muß, um den Leſer zu packen, zu bezaubern, mit ſich fortzureißen ... Man wird über dieſen Roman viel ſprechen: er ſollte von jedem Deutſchen geleſen werden.

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig
Einbände von E. A. Enders in Leipzig

PT 2631 .E5 M3 C.1
Das Mangobaumwunder :
Stanford University Libraries
3 6105 036 146 467

T 1
2631
E5M3

I.L.L.

JAN 9 1984

S.U.L.

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305